**Nr. 20** — **Leipzig, den 19. Mai** — **1889**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

# Die christliche Welt

## Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

**Abonnementspreis:**
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

**Insertionsgebühr:**
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Inhalt:** Gott ist die Liebe — Protestantische Betrachtungen zu den Reichstagsverhandlungen über die Alters- und Invalidenversicherung: 1. Zur Einleitung: Der Windthorstsche Schulantrag; 2. Zentrumswünsche zur Alters- und Invalidenversicherung — Die Geschichte des bestehenden rechtlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Bayern: 5. Die Tegernseer Erklärung — Ueber die Arbeiten und Aufgaben des Vereins für Reformationsgeschichte: Ansprache auf der zweiten Generalversammlung in Gorlitz am 25. April 1889 — Vom Studium der Theologie: Bruchstück einer Abiturientenentlassungsrede — Aus Sofia — Bücher und Schriften: Einige Bücher für das christliche Haus; Für unsre Kinder; Bruch; Lieben und Leben; Unsre Lieder; Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre; Sozialdemokratie und Christentum; Der wahre Protestant; Die Tochter Gustav Adolfs; Die zehn Gebote nach den Jesuiten; Spanien; Diasporakonferenz; Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika — Verschiedenes: Helft den Blinden; Vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften; Die Einweihung des Hutten-Sickingen Denkmals — Quittung — Anzeigen

### Gott ist die Liebe

(1. Joh. 4, 16.)

In diese Worte faßt Johannes die Erfahrungen seines langen Lebens zusammen. Seit er so geschrieben hat, spricht es alle Welt ihm nach. Jedem scheint es ohne weitres einzuleuchten; nichts scheint natürlicher, nichts herzerquickender als der Gedanke: Gott ist die Liebe. Und doch wie schwer ist es zu glauben, wie schwer es glaubend festzuhalten! Auch einem Johannes ist es nicht leicht geworden.

Ja in jener seligen Zeit, da er noch an Jesu Seite wandeln, an seiner Brust liegen, ihn hören durfte, da konnte er schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist. Da war es leicht an Gottes Liebe zu glauben. Das waren Augenblicke, da hieß es: wir sehen seine Herrlichkeit.

Allein die Zeit kam und sie kam bald genug, da es anders wurde. Und je wunderbarer alles gewesen war, umsomehr schien es ein bloßer Traum zu sein, aus dem man gar rauh zur herben Wirklichkeit erwachte.

In der That rauh und herbe war die Wirklichkeit, zu der die Jünger des Herrn und vor allem Johannes erweckt wurden. Eine Hoffnung nach der andern mußte er fahren lassen, eine Enttäuschung nach der andern erleben. Was hatte er nicht alles erwartet, nicht etwa engherzig für sich und seine Person, sondern für die höchsten, heiligsten Zwecke, für das Reich Gottes! und wie kam nun alles so ganz anders — Johannes mochte gehofft haben, schnell und unaufhaltsam, wenn auch mit heftigen Stürmen, würde das Reich Gottes sich ausbreiten und bald würden alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei. Und wie langsam ging es und wie mühsam breitete es sich aus!

Er hatte gehofft, wenigstens rein und lauter sollte Christi Kirche sein und bleiben, wie anfangs Ein Herz und Eine Seele, Eine Herde und Ein Hirt. Und welche Mängel hafteten den neugewonnenen Brüdern an! und welche groben Sünden schlichen sich immer wieder ein! Ueber welche Zerrissenheit und Uneinigkeit klagt Paulus in den Gemeinden, in die Johannes alsdann eintrat! Wie muß er selbst klagen: Ihr habt den Namen, daß ihr lebet und seid tot; ihr lasset die erste Liebe, seid weder kalt noch warm!

Er hatte, wie alle Apostel gehofft, des Herrn letztes Kommen sei nahe, gerade er würde es erleben; und schon ward dieser Glaube ein Spott (2. Petri 3. 4). Er mußte sehen, wie einer nach dem andern von den Zwölfen gewürdigt wurde, einzugehen zu seines Herrn Freude. Er mußte warten; sein sehnend Herz mußte sich gedulden; er mußte durch manchen sauren Schritt hindurch ins Alter dringen.

Nun giebt es ja freilich sanfte Seelen, von Natur milde Herzen, die leicht auch das Schwerste ertragen, gern sich fügen, leichter als andre sich trennen von ihren Lieblingshoffnungen und Gedanken. Aber zu diesen gehörte Johannes nicht. Feuer wollte er in seiner Jugend auf die Feinde Christi herabregnen lassen. Donnerskind nennt ihn der Herzenskündiger, der wohl wußte, was im Menschen ist. Erst durch vieles Ringen, durch manche verborgnen Kämpfe ist der natürliche, tosende Bach zu dem stillen Wasser Siloah geworden.

Denken wir an all die sauren Tritte, die er bis zum Alter hat thun müssen, an all die vergeblichen Hoffnungen, an all die bittern Enttäuschungen, an die geheimen Seelenkämpfe, wie oft mag er geseufzt haben: hat denn der Herr sein Wort vergessen? kann er ruhig der Brüder Leiden und Tod, der Feinde Triumphiren mit ansehen?

Ja wenn irgend einer Ursache gehabt hätte, irre zu werden an der Liebe Gottes, so war es Johannes. Und wenn irgend einer aus reifster Lebenserfahrung und freudigster Herzensüberzeugung die Liebe Gottes verkündigt hat, so ist es Johannes. Wenn uns also irgend etwas im Glauben an die Liebe Gottes festhalten kann so ist es ein Blick auf diesen Jünger des Herrn.

Was hielt ihn fest? Ein Rückblick in die Vergangenheit und ein Vorblick in die Zukunft.

Er schaute rückwärts in die Zeit, da er einst jung mit dem Herrn gewesen war. Redet Johannes von der Liebe Gottes, so ist es, als hätte er kein Auge für das, was uns am nächsten liegt, für die schaffende, erhaltende, rettende, erfreuende Liebe Gottes in Natur und Geschichte, im Leben des Ganzen und des Einzelnen. Er preist nur die erlösende Liebe. Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt hat (4, 9). Unabläßig schwebt seinem Geiste vor, was er gesehen und gehört hat, die Erscheinung seines Meisters, voller Gnade und Wahrheit. Wer ihn siehet, der siehet den Vater. Wie Jesus gewandelt und gehandelt, so und nicht anders sollen wir uns den Vater denken. Barmherzig, gnädig, geduldig sein, uns allen reichlich die Schuld verzeihn.

Er gedenkt an den Gekreuzigten. Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat (3, 16). Und er macht mit Paulus den seligen Schluß: Der seines eingebornen Sohnes nicht verschonet hat, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken! Gott ist die Liebe. Er hat uns zuerst geliebt.

Johannes blickt in die Zukunft. Und die Hoffnung, daß das Gegenwärtige vergänglich und zeitlich ist, die Aussicht, daß der jetzt so fühlbare Druck soll gehoben werden, hebt ihn schon und macht die Last leicht. Er spricht die höchste Hoffnung

aus, die je in eines Christen Herz gekommen ist: Wir sind nun Gotteskinder, aber es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden sehen wie er ist (1, 3, 2). Die Liebe macht ähnlich die, welche sie verbindet.

Sie kommen über uns alle, die Zweifel: Ist Gott die Liebe? Sollte alles wohlgethan sein, was er thut und geschehen läßt? Dann laßt uns hinschauen auf die Frommen der Vorzeit, insonderheit auf den Jünger Johannes. Hat er sich in den Führungen Gottes zurecht gefunden, ist er nicht an der Liebe Gottes irre geworden, hat er geglaubt, wo er nicht sah — so wollen wir, auf die gekommen ist alles, was die Frommen seit Jahrhunderten erlitten und erstritten haben — so wollen wir auch festhalten: Gott ist die Liebe.

Sein Thun ist lauter Segen,
Sein Gang ist lauter Licht! . . . . .
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ;
Das, was mich singend machet,
Ist, was im Himmel ist.

O F

## Protestantische Betrachtungen zu den Reichstagsverhandlungen über die Alters- und Invalidenversicherung

Uebersicht: 1. Zur Einleitung: Der Windthorstsche Schulantrag; 2. Zentrumswünsche zur Alters- und Invalidenversicherung; 3. Das evangelische Interesse an dem Gesetz

### 1. Zur Einleitung: Der Windthorstsche Schulantrag

Die letzten Wochen haben uns in rascher Folge Berichte über parlamentarische Verhandlungen in Berlin gebracht, die unser lebhaftestes Interesse zu erregen geeignet waren. Während diese Zeilen geschrieben werden, ist die zweite Lesung des Gesetzes über die Alters- und Invalidenversicherung noch nicht beendigt. Eine abgeschlossne Thatsache aber ist der Streit, in den der Gesetzvorschlag die Brüder vom Zentrum zu einander versetzt hat. Derselbe hat einigen Staub aufgewirbelt. An Aeußerungen der Schadenfreude und frühzeitigen Triumphgeschreis hat es so wenig gefehlt wie an Versuchen, ihn als ganz unbedeutend darzustellen. Weder mit dem einen noch mit dem andern aber dürfte man das Richtige treffen. Denn der Streit ist beides zugleich: für die letzten Bestrebungen des Zentrums völlig gleichgiltig, und doch für die innre Haltlosigkeit seiner politischen wie sozialen Stellung äußerst bezeichnend.

Es ist bekannt und in diesen Blättern mehrfach ausgeführt worden, daß und wie die katholische Kirche in lebhaftester Weise sich um die Lösung der sozialen Frage bemüht. Sie thut es als Kirche, also mit eignem kirchlichen Programm mit ausgesprochen kirchlichen Zielen. Denn —

als die christlichen Grundsätze in das Leben der Nationen eingedrungen waren und alle Verhältnisse neu geregelt hatten [in der zweiten Hälfte des Mittelalters], konnte die Kirche es den Völkern selbst überlassen, die weitre Entwicklung im Geiste der Lehre Jesu Christi zu gestalten. Die Kirche konnte sich, dem Gange der Dinge gemäß, mehr und mehr auf das eigentliche Gebiet ihrer Aufgabe, den Völkern die Erlösung und Heiligung in Jesus Christus zu vermitteln, zurückziehen. [Hätte nur Rom das im angegebnen Zeitraum wirklich gethan!] Heute . . . . tritt an die Kirche neuerdings die Aufgabe heran, an die öffentlichen Zustände im Staate und Erwerbsleben der Gesellschaft den Maßstab der christlichen Lehre anzulegen, und [im äußersten Falle] aus den Trümmern des zerfallenden Baues eine neue Ordnung zu schaffen und die Gesellschaft neuerdings zu lenken. (G. Ratzinger, Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen. 1881. S. 326.)

Dieses Ziel der vollen und durchgängigen Herrschaft über „die Gesellschaft“ tritt freilich nicht überall deutlich hervor. Man wird auch nicht erst zu sagen brauchen, warum ein gewisses Halbdunkel dem hellen Tageslichte vorgezogen wird. Aber bei nährem Zusehen wird man doch bald merken, worauf es im letzten Grunde ankommt. Im Falle der Alters- und Invalidenversicherung ist es fast als glücklich aufhellender Zufall zu achten, daß den Verhandlungen darüber im Reichstage die des preußischen Landtags über den Windthorstschen Schulantrag unmittelbar voraufgegangen sind. Denn es wird sich zeigen lassen, daß zwischen der Stellung des Zentrums in beiden Fällen viel engre Verbindungsfäden gezogen werden können, als es auf den ersten Anblick scheint.



Für unsre Volksschule stehen wir Evangelischen — man darf das einmal, Gott Lob, sagen — völlig einmütig zusammen. Mögen wir da oder dort allerhand große und kleine Wünsche hegen, erfüllbare und unerfüllbare Forderungen aussprechen, im Grunde unsers Herzens sind wir doch darin einig, sie, ihr Dasein, ihre Erfolge und ihre Ziele, als ein hohes Gut zu schätzen, das wir uns nicht wieder entreißen lassen. Wir wissen auch, wem wir diesen Besitz verdanken, und zählen es nicht unter die letzten Verdienste Luthers, daß er in tiefem Mitgefühle für das arme unwissende Volk den Gedanken einer allgemeinen Schulung desselben faßte und in zündenden Worten aussprach. Der preußische Staat aber bekundet darin allerdings seinen „evangelischen“ Charakter, daß er diesem Gedanken in der Form des Schulzwangs wirkungsvolle Gestalt gegeben hat. Wo immer Deutsche evangelischen Glaubens leben, wohin sie wandern und wo sie sich ansiedeln, da taucht überall alsbald die Sorge um die Volksschule als ein erstes, allgemein gefühltes Bedürfnis auf. Nur eines Blickes bedarf es hinüber in die Ostseeprovinzen Rußlands, um uns zu überzeugen, wie unsre ganze, ebenso deutsch wie evangelisch denkende und empfindende Seele an diesem Besitze hängt.

Aber wozu diese Erinnerung an unbestrittne Thatsachen? Ist denn unsre Volksschule irgend gefährdet? Oder läßt der Windthorstsche Antrag nur überhaupt eine solche allgemeine Gefährdung besorgen? Viel unschuldiger sieht er ja aus. Will er doch lediglich für den Religionsunterricht die Rechte der Kirche wahren und damit, scheint es, nicht nur römische, sondern ebenso evangelische Forderungen vertreten. Aber die Sache gewinnt doch ein andres Ansehn, wenn wir des unaustilgbaren Hasses gedenken, der die römische Kirche gegen alles erfüllt, was seinen Ursprung auf die deutsche Reformation zurückzuführen weiß. Ist es unvermeidlich, das Gute als solches anzuerkennen, so wird seine Entstehung in jenen Tagen, da es eine Lust war zu leben, geleugnet, der Geburtsschein gefälscht und um etliche Jahrhunderte zurückdatirt. Geht es aber irgend an — und angenehm mag es eben doch nicht sein, sich mit solchen Fälschungen abzugeben —, so nennt man süß sauer und verwirft das Gute als schlecht. So aber und nicht anders steht es um unsre Volksschule.

Zu den anerkannt bedeutendsten sozialpolitischen Werken katholischer Schriftsteller gehört die bereits angeführte Schrift von Dr. Georg Ratzinger. Mit einem wahren Ingrimm spricht sich dieser Vertreter einer Volkswirtschaft der Zukunft über die preußische und österreichische Volksschule aus. Sie ist die Achillesferse des modernen Staates. Denn sie stellt „die Staatsomnipotenz auf geistigem Gebiete, dieses sozialistische Monopol- und Zwangssystem“ dar.

Wann hat der Sozialismus je eine Theorie aufgestellt, welche so weitgreifend ist, das Recht der freien Persönlichkeit, das Recht der Eltern und der Familie so tief verletzt, wie der Anspruch des Staates, für eine bestimmte Reihe von Jahren die Kinder für die Schule zu konskribiren, sie dort geistig zu dressiren und sogar [man beachte dieses „sogar“!] im Namen des Staates religiösen Unterricht aufzuoktroiren? (a. a. O. S. 396.)

Diese Volksschule ist eine Quelle von Unzufriedenheit und von Hinneigung zu sozialistischen Umsturzplänen. Denn sie befördert eine einseitige Bildung des Kopfes auf Kosten des Herzens.

Mit halbem Wissen und großen Ansprüchen gehen unsre Lehrlinge in die Welt hinaus, und wenn ihnen dann die nackte Wirklichkeit entgegentritt und ihre Blößen zur Schau kommen, so sind sie die ersten, die hineingeraten in jene Strömung, welche die Arbeit nicht als Segen, sondern als Grund zu Haß und Fluch auffassen. („Schweizer Gewerbeblatt 1879 S. 387.)

Sie endlich trägt schwere Mitschuld am Rückgange von Gewerbe und Handwerk in unsrer Zeit. Denn sie pfropft die Schuljugend nur mit „sogenanntem allgemeinen Wissen“ voll und entzieht sie während der achtjährigen Schulzeit der gewerblichen Erziehung, durch die doch allein Lust und Neigung zum künftigen bürgerlichen Berufe geweckt werden könnte. Einst „malte van Dyck schon mit achtzehn Jahren ein großes Altarbild.“

Sehen wir uns auf Grund dieser absprechenden Urteile nach dem Ideale katholischer Volkserziehung um, so hören wir zunächst, daß

die frühern Einrichtungen sehr weise und den einfachen Verhältnissen angemessen waren. Die Anforderungen an die Bildung des Lehrers waren nicht übertrieben, aber genügend. Lag ein wirkliches Bedürfnis vor, sei es infolge Erkrankung der Mutter, dringender Arbeit u. s. w., so erfolgte ohne Anstand Dispensirung vom Schulbesuche. Kurz, alles war den lokalen Verhältnissen und individuellen Bedürfnissen angepaßt; es herrschten patriarchalische Zustände zwischen Pfarrer, Lehrer und der Gemeinde. (S. 389.)

Dem entsprechend soll es sich nun in Zukunft gestalten:

Man kehre wieder zur alten Einfachheit zurück, und an die Stelle der „allgemeinen Bildung" bringe man den Kindern die nötigen Fertigkeiten im Schreiben und Rechnen bei, und überlasse die weitre Fortbildung spätern Fachschulen, dem Leben und der Werkstätte. Für die weitre Fortbildung im allgemeinen Wissen [„das Wissenswerte" aus der Naturkunde, Geographie, Geschichte, Verfassung S. 386] in Sprachen, Buchführung, Zeichnen, Gesang, Turnübung u. s. w. wird durch die katholischen Gesellenvereine in ausgiebigster Weise und mit großen Erfolgen gesorgt. Dem Staate fällt in dieser Beziehung nur die Aufgabe zu, freien Raum zu gewähren und der Kirche, den Vereinen und Genossenschaften die Gewähr öffentlicher Macht zu bieten. (S. 393. 395.)

In der That: das ist eine Reduktion, der man wenigstens Halbheit nicht wird vorwerfen können. Aber giebt es auch irgend ein Recht, diese Anschauung von Volkserziehung als katholisches Ideal und demgemäß auch als den verhüllten Hintergrund des Windthorstschen Schulantrags aufzufassen? Ratzinger kommt im weitern Verlaufe seiner „ethisch-sozialen Studien" auch auf den Religionsunterricht im besondern zu sprechen. Aber die Aufnahme dieses „Fachgegenstandes" in den Lehrplan der Schule, „welche im großen und ganzen der materialistischen Richtung dient," erfährt nur seinen Spott. Sein katholisches Ideal hingegen spricht sich in den Worten aus:

Die Religion muß gelehrt werden; das ist sehr notwendig, aber doch nicht die Hauptsache. Die Religion muß geübt werden und täglich geübt werden, erst dann bildet sie einheitliche, sittliche Charaktere. (S. 492.)

Von der Erziehung zum religiösen Glauben ist hier die Rede. Was soll nun da der Gegensatz von Religionslehre und Religionsübung bedeuten? Wir wissen als Evangelische auch von einer Erziehung zum Glauben durch Uebung desselben zu reden: durch die Darstellung des Glaubens, den Eltern, Erzieher, Freunde übten, durch das Leben, worin der Vater uns, seine Kinder, im Glauben übte. Aber das Ziel all dieser Uebung ist uns der klare, seiner selbst gewisse, darum sich selbst verstehende Glaube. Und Voraussetzung aller dieser Uebung ist uns das lautre, auf sich selbst ruhende und darum aus sich selbst verständliche Evangelium von unserm Herrn Jesus Christus. Schließt dort der Glaube eine Fülle von unentbehrlichen Kenntnissen in sich, die nur durch „Lehre" angeeignet werden können, so kann nun vollends hier die geschichtliche Wirklichkeit einer fernen Vergangenheit, als die das Evangelium für uns allein vorhanden ist, gar nicht anders von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden, denn durch deutliche und genaue „Lehre." Unter allen Umständen also ergiebt sich für uns Evangelische eine durch gar nichts zu ersetzende Bedeutung der Lehre für die Erziehung zum Glauben.

Ganz anders wird die katholische Kirche urteilen. Sie gilt für die Anschauung ihrer Gläubigen nicht als die Gemeinschaft der Heiligen (sancti, orum), sondern als Gemeinschaft der Heiligtümer (sancta, orum): ein geheimnisvoller Apparat voll mystischer, übernatürlicher Kräfte, der durch Vermittlung der Priester die Fülle seiner Gaben und Gnaden über die Gläubigen ergießt. Unter diesen Gnaden findet auch das Evangelium seine Stelle, aber nur neben vielen andern: Sakramenten, Ablässen, Opfern und Weihen. Wird nun durch alle diese Mittel gleichmäßig die Teilnahme an der Kirche und damit die Seligkeit verbürgt, so wird mit vollstem Rechte der „Lehre" eine untergeordnete Stellung angewiesen. Auf die „Uebung" des gottesdienstlichen Lebens kommt es vor allem an. Denn die Zugehörigkeit zur Kirche wird durch Teilnahme an ihren Sitten und Gebräuchen, Erfüllung ihrer Vorschriften und Gebete, Empfang ihrer kultischen Gnaden viel sicherer und unmittelbarer erreicht, als auf dem mühsamen Wege der Aneignung des Evangeliums durch eine vielleicht schwankende Lehrüberlieferung. Diese mag „sehr notwendig sein, aber die Hauptsache ist sie nicht." Denn jene Zugehörigkeit zur Kirche stellt auch der Einzelne für sich nicht durch klaren, seiner selbstbewußten Glauben, sondern viel sicherer durch blinden Gehorsam fest.



So sind jene Worte Ratzingers zu verstehen. Und wie nun sie recht eigentlich aus der Fülle katholischer Anschauung heraus geboren sind, so ist auch der Widerspruch gegen die allgemeine Gestaltung unsrer Volksschule, die Forderung einer Rückkehr zu den „einfachen, patriarchalischen" Schulverhältnissen des Mittelalters nichts weniger als eine individuelle Schwärmerei dieses Schriftstellers, sondern wirklich und wahrhaft das erstrebte Ziel der katholischen Kirche. Dort würde sie unangefochten gedeihen, dort mit den Geweben ihres Aberglaubens und ihrer Herrschsucht die Seele unsers Volkes sorglos umspinnen können. Denn ein gutes Teil jenes Idealkatholizismus, von dem man uns in letzter Zeit recht wunderbare Dinge erzählt, dürfte auf die Rechnung dieser verfehlten evangelischen Erfindung, einer allgemeinen Volksschule, zu schreiben sein, welche die Katholiken zwingt, viel mehr zu „lehren," als ihnen angenehm ist, und durch die eigne Lehre dem Wahne Vorschub zu leisten, als genügte ein bloßes „Ueben" der Religion nicht, als käme es „auch" auf ein eignes Verständnis, einen wirklichen Glauben an.

## 2. Zentrumswünsche zur Alters- und Invalidenversicherung

„Einfache, patriarchalische Verhältnisse!" Man kann sich ja keine grellere Dissonance denken als dieses idyllische Schlagwort inmitten des Lärms unsrer Großstädte oder des rastlosen Drängens in einer unsrer großen Fabriken, dieser „Häuser des Schreckens." Aber noch haben die Pfiffe der Dampfmaschine nicht aller Menschen Leben mit ihren schrillen Mißtönen erfüllt. Es giebt ihrer noch, von denen man sich einreden kann, sie leben ganz wie in der guten alten Zeit: die alte Magd, ergraut im Hause ihrer Herrschaft, sie hat die Mutter schon gewiegt, sie wacht jetzt über die Kinder der Herangewachsnen; der Bauer, der in ländlicher Abgeschiedenheit Jahr aus Jahr ein seinen Acker baut, er ahnt noch nichts von dem drohenden Ungetüme der Zukunft, dem Dampfpfluge, der auch dieses altväterische Leben von Grund aus umgestalten könnte*); und der Handwerker endlich: der goldne Boden hat sich ihm stark abgenutzt; diese zügellosen Mengen der Fabrikarbeiter haben seine Ehre schwer geschädigt; aber er lebt doch noch; er ringt sich durch von Tag zu Tag, und wenigstens aus Bildern und Geschichten der alten Zeit kann er immer wieder den Stolz schöpfen oder andre ihn für sich schöpfen lassen, daß in ihm allein noch sichtbar der Adel der freien Handarbeit lebt. Kann man dem tollen Rennen unsrer Zeit nicht auf einmal Halt gebieten, ist es unmöglich, ihr schwirrendes Rad umzukehren und nach rückwärts zu richten, so giebt es doch noch eine Möglichkeit: was noch da ist von alter Zeit, darüber spreche man ein heiligendes Nicht-rühr-an! Mit Dienstboten, Landleuten, Handwerkern soll es bleiben, wie es immer war. Sie sind noch lebende Zeugen einer ins Grab versinkenden Vergangenheit. Giebt es irgend noch Hoffnung, daß sie einmal auferstehen wird, so ist es die Aufgabe, mit krampfhafter Entschlossenheit an allem festzuhalten, was dieser Hoffnung einige Berechtigung zu verleihen vermöchte.

Beschränkung auf die Arbeiter der Großindustrie, unter Ausschluß also der auf den eben genannten Gebieten um Lohn Dienenden, forderte der von Mitgliedern des Zentrums gestellte Antrag zum § 1 des Gesetzes über die Alters- und Invalidenversicherung. Der Begründung dieses Antrags ist von Herrn von Bötticher der Vorwurf gemacht worden, daß sie wenig

*) Lotze, Mikrokosmus 3, S. 278: Sollte die Zeit des Dampfpflugs kommen, so wird man die Aecker zusammenlegen, alle kleinen Vertiefungen ausfüllen, alle kleinen Erhöhungen abtragen, die vergrößerte ertragsfähige Ebne . . . . Verwaltungsausschüssen übergeben; die Erde wird dann nur noch ein Objekt nutzbringender Ausbeutung sein, nicht der Gegenstand eines mit Hingabe und Liebe fortgeführten Berufs.

zutreffend sei, d. h. wirkliche Gründe vermissen lasse. Eine thatsächliche Verschiedenheit in der Lage der beiden in Betracht kommenden Klassen unsrer handarbeitenden Bevölkerung wird man ja zugeben können und müssen. Aber diese thatsächliche Verschiedenheit schließt weder Gruppen aus, die sich nur als flüssige Uebergangsglieder auffassen lassen, noch enthält sie bei dem doch nicht bloß zufälligen und vorübergehenden Zuge der Zeit zur Großindustrie und der durch sie bedingten Gestaltung des Lebens irgend eine Gewähr ihrer Dauer und Unantastbarkeit. Zu einer prinzipiellen wird daher jene Verschiedenheit erst, wenn man den Gegensatz des Mittelalters und der Neuzeit, der Altvordern und der Modernen auf sie anwendet. Uns nun würde die Hervorkehrung einer solchen Vorliebe für die Vergangenheit in der nüchternen, auf das heutige Geschlecht und seine Bedürfnisse angewiesnen Arbeit der Gesetzgebung als unerlaubte und ungesunde Romantik erscheinen. Für den Katholiken ist das die natürliche, keiner weitern Begründung bedürftige, weil religiös allein berechtigte Stimmung. Und darum nur keine oder doch eine möglichst beschränkte Anwendung moderner Gesetzesbestimmungen auf Kreise, die von dieser neuen Zeit noch nicht unmittelbar berührt sind, die durch eine solche Anwendung eine Verwischung ihres noch scheinbar unmodernen Charakters erfahren könnten. Ohne die beabsichtigten sozialen Reformen haben Dienstboten und Lohnarbeiter im Landbau und Handwerk bisher gelebt, so und nicht anders werden und sollen sie auch künftig gedeihen. Die Familie, die Innung, die ländliche Gemeinde kann ihnen auch ferner wie bisher in patriarchalischer Weise, d. h. in diesem Falle nach Willkür und Belieben, ohne gesetzlich gewährleistete Anerkennung ihres Rechts, genügende Hilfe in der Not gewähren.

Und in der letzten Stunde, wo diese veraltete Anschauung vielleicht noch einen Vertreter findet, will ich sie für mich wenigstens hier geltend machen. (Frhr. v. Hertling am 29. März.)

Dann doch wenigstens Hilfe den Arbeitern in den Fabriken! Sie soll ihnen werden, aber auch wieder nur irgendwie in den Formen oder in Anlehnung an die Gestaltungen der Vergangenheit. Wer half den Elenden, Notleidenden in den Tagen des Mittelalters? Wars nicht die Kirche, das Kloster, die von der Kirche geleitete Bruderschaft, die mit mancherlei religiösen Symbolen umkleidete Berufsgenossenschaft und Innung? Nur kein Reichszuschuß zur Versicherung! Der Staat, haben wir ja gehört, hat keine andre Aufgabe, als „der Kirche, den Vereinen und Genossenschaften die Gewähr öffentlicher Macht zu bieten." Er gebe also das Gesetz, aber zu seiner Ausführung steure er nichts bei als den Zwang, den das Gesetz übt.

Er bereite, wie jeder leiblichen, geistigen und sittlichen Kraft, so insbesondre der Kraft christlicher Liebe den Rechtsboden. Er höre aber auf, in das Gebiet der Kirche hinüberzugreifen dadurch, daß er erzwingen will, was nur die freie Liebe leisten kann. (Ratzinger S. 423.)

Ganz diesen Worten entsprechend lautet die Begründung, die der den Reichszuschuß ablehnende Antrag des Zentrums im Reichstage erfahren hat. Freiherr von Hertling —

protestirt dagegen, daß man die Auffassung gesetzlich statuire, als ob der Staat der große Schutzgeist sein solle, der alle Müden und Schwachen an seine Brust drückt. [Weniger fein Windthorst: Das ist der Anfang des Gedankens, daß alle Staatsbürger aus Einer Krippe essen können.] Er hält es für eine verhängnisvolle Verschiebung, wenn so eine neue Aera anbrechen sollte, in der man ohne jeden Rückhalt die sittlichen Liebespflichten in Gesetzesparagraphen umsetzen wollte. (Lebhaftes Bravo; Rufe: Sehr richtig!)

Zwei echtkatholische Gedankenreihen verbinden sich hier zu entschlossnem Widerspruche gegen die Hilfe des Staates. Dieser ist der Repräsentant des Rechts. Aber des Rechts nur in der Form der Zwangsgewalt, der sittlich zunächst gleichgiltigen, äußern Macht. Das sittliche Leben als solches, die Liebe im wahren und vollen Sinne als die gottgewirkte Kraft menschlichen Handelns und Strebens, ist das ausschließliche Besitztum der Kirche. Jene sittlich neutrale Macht des Staates kann also folgerichtig nur dann als wirklich im Dienste der Liebe stehend anerkannt werden, wenn sie sich unmittelbar im Gehorsam unter das Wort der Kirche und ihrer Vertreter beugt. In unsrer sozialen Reformgesetzgebung aber tritt dieser Staat nicht nur überhaupt als eine selbständige sittliche Größe hervor, die ohne „Weisung von oben her" sittliche Ziele verfolgt, sondern er erkühnt sich



sogar, dort Hand anzulegen, wo von den ersten Tagen der christlichen Kirche an sie und Jahrhunderte hindurch sie allein thätig war, dem Vorbild und Befehl ihres Herrn gehorsam sich bestrebte, der Not und dem Elend der Erde zu steuern.

Das ist nun allerdings der „mittelalterliche Staatsbegriff" nicht. Es ist aber auch kein paritätischer Staat. Es ist kurzweg der Staat des praktischen Christentums, und als solcher der evangelische, jener, von dem Luther in freudiger Vaterlandsliebe glaubte, daß er sein Schwert unmittelbar aus Gottes Händen empfange. Denn dieses Schwert aus Gottes Händen ist als eine bloße Waffe der Gewalt, die bald dem Guten und bald dem Bösen dienen kann, nicht denkbar. Es muß der Segen und die Weihe der Liebe über ihm ruhen. Wohl uns, wenn dieser „Glaube" wie handgreifliche Gestalt gewinnt und wir so hohe Dinge von unserm deutschen Reiche rühmen dürfen. Der Zorn, den das Wort von diesem „evangelischen" Staate im preußischen Landtage hervorgerufen hat, kann uns vollauf verständlich sein. Ebenso aber, daß es den entschlossnen Gegnern eines solchen bei einer Gesetzgebung unheimlich werden muß, die ausdrücklich nur aus seinem Wesen hervorwachsen und seinen Zielen dienstbar werden kann.

Und nun die fromme Sorge, daß durch dieses Gesetz und „was alles noch daraus werden kann" „die sittlichen Liebespflichten in Gesetzesparagraphen umgesetzt" werden! d. h. daß der christlichen Liebe der Raum und die Aufgaben ihrer Bethätigung entzogen werden. Man könnte darauf antworten, daß das eine sehr armselige, unnütze Sorge ist. Denn unendlich und ewig, wie der Gott, der die Liebe ist, ist auch die Arbeit der Liebe auf Erden. Wer da meint, daß sie arm werden könnte an Aufgaben und Zielen, wo ihrem ewigen Leben ein zeitliches Stück, und seien es der Stücke auch viele, entzogen wird, dem kann man getrost sagen, daß er noch nie einen Blick in die unergründlichen Tiefen dessen hineingethan, der uns von Ewigkeit geliebt und wahrlich aus Steinen Gebilde schaffen würde, die wir lieben könnten, wenn unser Dienst den Wesen entbehrlich würde, die ihn jetzt von uns fordern.

Aber dem Widerspruche liegt doch noch etwas andres zu grunde. Der Staat besteht aus der Summe seiner Bürger. Ihre Zugehörigkeit zu ihm bekundet sich in der Anerkennung des in ihm und durch ihn giltigen Rechts. Diese Anerkennung ist er nun allerdings in der Lage, gegebnen Falls mit Gewalt zu erzwingen. Aber je mehr und je öfter diese Notwendigkeit hervortritt, um so mehr urteilen wir, daß die Verhältnisse, die sie zur Folge haben, ungesund sein müssen, sei es nun, daß wir die Schuld bei den Vertretern des geltenden Rechts oder bei den von ihm Betroffnen finden werden. Normalerweise leben wir der stillschweigenden Erwartung, daß das giltige Recht die Gesinnung der Staatsangehörigen zu seiner Grundlage hat. Indem nun das Recht in allen seinen Formen nach irgend einer Seite hin Einschränkungen individueller Zügellosigkeit und Willkür oder Begehrlichkeit und Ueberhebung enthält, giebt sich zu erkennen, daß die Aufnahme desselben in die Gesinnung eine sittliche That bedeutet; und diese sittliche That darf sich in dem Augenblicke getrost mit dem Namen der Liebe schmücken, in dem wir jene Rechtsbeschränkungen zu selbstgewolltem Dienste der Gesamtheit erheben, mit der wir im Staate zu einer Einheit verbunden leben. Wir vergegenwärtigen uns diesen weitläufigen Zusammenhang gewöhnlich nicht, wenn wir die „Vaterlandsliebe" im Munde führen, aber doch nur darum, weil wir dieses schöne Wort viel lieber und bequemer bei patriotischen Festen gebrauchen als an Steuertagen und bei Gerichtsterminen.

So besteht also für uns jener Gegensatz gar nicht zwischen Liebespflichten und Gesetzesparagraphen. Oder vielmehr: wo er besteht, da soll er für uns überwunden werden, sei es durch Aendrung unsrer Gesinnung, sei es durch eine Umgestaltung der Gesetzgebung, wo sich ihre Aufnahme in die christliche Gesinnung dauernd als unmöglich erweist.

Gegen eine solche Auffassung von „Gesetzesparagraphen" dürfte Rom sich aufs äußerste wehren. Denn auch wenn es seinen Gläubigen den Gehorsam gegen die Obrigkeit, also in irgend einem Umfange die Pflicht der Vaterlandsliebe, einschärft, so ist, von anderm abgesehn, die „Erfüllung dieser Standes-

pflicht“ das Geringre im Vergleiche mit der „treuen Ausübung der guten Werke“ (Almosengeben u. a.); und über diese wieder ragt so hoch empor „die Befolgung der evangelischen Ratschläge.“ Hier mag man einmal nicht Glauben und Werke, sondern Liebe und Werke einander gegenüberstellen. Die Liebe ist Eine in Allem, was wir thun; denn sie stellt gleiche Anforderungen an die Gesinnung im geringsten wie im größten. Der Werke aber sind viele. Doch gerade diese Vielheit beschränkt ihre Zahl. Denn weil das Gebiet der höhern Werke in fortwährendem Streite mit dem der niedrigen stehen muß, werden jene eifrig darüber wachen müssen, daß keine Grenzverschiebungen eintreten, weil dadurch die höhere Gerechtigkeit vermindert und der Heiligenschein an Glanz verlieren würde.

Keine Umwandlung von Liebespflichten in Gesetzesparagraphen! Und dennoch ein Gesetz, das eine so umfassende Zwangsversicherung einführt. Aber an seiner Ausführung sei der Staat nicht anders, denn als Büttel und Wächter beteiligt. Es wird ja, so hofft man, die Zeit kommen, in der die Umwandlung der Berufsgenossenschaften in katholische Gesellen- und Arbeitervereine sich wird vollzogen haben. Dann wird auch dies Werk der Arbeiterversicherung geheiligt sein; die Kirche wird ihr Wort dabei mitzureden haben; kirchliche Organe werden offen oder geheim an der Spitze stehen; Ablässe und Gnaden aller Art werden bei der Versicherung mit in Einnahme und Ausgabe kommen. Dem staatlichen Gesetzesparagraphen würde die Kirche ihren Stempel aufdrücken, und er bliebe als „Liebespflicht“ erhalten, weil er im Gehorsam gegen die Kirche seine Erfüllung fände.

So wäre das Gesetz für das Zentrum annehmbar.

S E

---

## Die Geschichte des bestehenden rechtlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Bayern

### 5. Die Tegernseer Erklärung

Wenn wir als Anhang zu den bisherigen Verhandlungen nun noch über die berühmte Tegernseer Erklärung berichten, so will von vornherein festgehalten sein, daß diese Erklärung des Königs Maximilian, weil nach dem Abschlusse der Verfassung ohne Mitwirkung der Kammern gegeben, die Verfassung in keiner Weise antastet. Aus ihrer Geschichte selber geht das am deutlichsten hervor. Ausführlicher aber lassen wir diese Erklärung vor den Augen des Lesers entstehen wegen ihrer durch Sicherer zum erstenmal dargelegten Bedeutung, indem nämlich der römische Hof durch deren Anerkennung einen vollständigen Rückzug angetreten und offiziell die Verfassung mit dem Religionsedikt über das Konkordat gestellt und auch die Eidesleistung der Katholiken auf die Verfassung zugegeben hat.

Ueber die Aufnahme, welche die Verkündigung von Verfassung und Religionsedikt in Rom gefunden, erfuhr die bayrische Regierung zwar nicht durch ihren Gesandten bei der Kurie, der inzwischen Kardinal geworden war, aber durch den bayrischen Geschäftsträger am neapolitanischen Hofe, den Grafen Jenison. Er berichtete, in Rom habe man zur Prüfung der in der Verfassung ausgesprochnen kirchenrechtlichen Gesetze eine eigne Kommission eingesetzt, und diese habe vorgeschlagen, dem bayrischen Klerus den Eid auf die Verfassung zu verbieten. Der Papst und Consalvi seien aber dagegen gewesen — wahrscheinlich erschien es dem Kardinalstaatssekretär bedenklich, die gesamte bayrische Gesetzgebung nicht anzuerkennen zu einer Zeit, wo die Verhandlungen mit andern europäischen Staaten, die sich mehr oder weniger alle auf demselben Wege wie Bayern befanden, erst im Entstehen begriffen waren. Auch von dem Vorhaben, an König und Volk Hirtenschreiben zu richten, sei man zurückgekommen. Man habe beschlossen, ganz im geheimen gegen die Regierung zu wühlen und zu agitiren, und der demnächst in München zu beglaubigende Nuntius solle der antikonstitutionellen Partei als Stütz- und Sammelpunkt dienen.

Die Unzuverlässigkeit Häffelins, die sich eben wieder bewiesen hatte, veranlaßte die Regierung, einen neuen außerordentlichen Bevollmächtigten, den Kanonikus Helfferich, nach Rom



abzuordnen. Seine einzige Aufgabe war, den römischen Hof wegen der Verfassung zu beruhigen. Während dieser salbungsvolle Berichte nach München sandte und im übrigen soviel wie nichts erreichte, drängte sich Häffelin, der durch die Sendung Helfferichs beleidigt war, wieder in den Vordergund. Am 27. September 1818 überreichte er „im Namen des Königs,“ ohne von diesem beauftragt zu sein, ja ohne daß der König auch nur darum wußte, im Vatikan eine Erklärung, worin unzweideutig ausgesprochen war, das Religionsedikt gelte nur für Nichtkatholiken, für Katholiken sei bloß das Konkordat als oberstes Staatsgesetz verbindlich. Diese Note war von außerordentlicher Tragweite. Denn nach ihr waren zu der im Religionsedikt ausgesprochnen Verpflichtung gegenseitiger Duldung nur die Nichtkatholiken gezwungen, alle Oberhoheitsrechte des Staates über die Kirche bezogen sich bloß auf die protestantische, die katholische dagegen war durch das auf sie bezügliche Konkordat in alle kanonischen Rechte wieder eingesetzt. Die Note Häffelins bedeutete einen neuen Sieg der Kurie über den Staat, einen größern Sieg noch, als sie ihn seinerzeit durch den Abschluß des Konkordats erreicht hatte.

In München war man durch den eigenmächtigen Schritt Häffelins in die größte Verlegenheit gesetzt. Sie wurde umso größer, als die Kurie die Note des Gesandten geschickt zu benutzen verstand. Der Papst rühmte in der Allokution vom 2. Oktober den Eifer des Königs für die katholische Religion. Nach München ordnete man sofort den Nuntius mit einem Breve ab, worin man seine besondre Befriedigung über die jüngste Erklärung aussprach. Wieder war es Lerchenfeld, der die Abberufung des Gesandten und damit die Ungiltigkeitserklärung jener eigenmächtig gegebnen Note verlangte. Aber wieder beschloß man, zur Vermeidung eines offnen Bruchs mit der Kurie eine bloße „Berichtigung“ der Erklärung. An den Gesandten ließ man einen Verweis abgehn, an Consalvi aber richtete man ein gewandt abgefaßtes Schreiben, worin man versicherte, „der König, immer bereit die Erklärungen zu bestätigen, welche seine Gesandten auch ohne ausdrückliche Befehle im Geist seiner Absichten geben,“ wolle das Konkordat gewissenhaft vollziehen lassen; dagegen habe der Gesandte „den Geist der Verordnungen nicht richtig aufgefaßt,“ als er erklärte, das Religionsedikt beziehe sich bloß auf Nichtkatholiken. Consalvi verkehrte nunmehr über den Kopf des bayrischen Gesandten in Rom hinweg mit dem Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten unmittelbar. An diesen richtete er alsbald eine Lehrauseinandersetzung, worin alle die strittigen Punkte, die die nun seit bald zwanzig Jahren im Vordergrunde der Verhandlungen standen, wieder berührt waren. Er tadelte, daß die Regierung die katholische Kirche auf gleiche Stufe stelle, wie die „Sekten von Luther und Calvin,“ daß man die Katholiken anhalten wolle, Nichtkatholiken dieselbe Achtung zu schenken, die man von diesen der katholischen Religion gegenüber mit Recht verlangen könne. Er beklagte die Bestimmungen über die religiöse Kindererziehung aus gemischten Ehen, die ermöglichte freie Wahl des Glaubensbekenntnisses, die Einschränkung der Kirchenzucht, die Forderung des königlichen Placet und schloß aus diesen Verfügungen, daß **die Katholiken den Eid auf die Verfassung nicht bedingungslos leisten können.**

Die Wirkung des römischen Einspruch auf Klerus und Volk ließ sich in München, weil gerade die Ständeversammlung einberufen war, sofort erkennen. Erzbischof Gebsattel von München nahm den bereits eingesandten Eid wieder zurück, weil er ihn nicht bedingungslos leisten könne, der Erzbischof von Bamberg verweigerte ihn gänzlich. Schließlich fand sich für den Münchner Erzbischof eine Formel, die den bestehenden Gegensatz zwar nicht löste, aber doch verdeckte. In der Weise wie er leisteten den Eid auch viele andre Geistliche. Aus dem Laienstande hingegen hatte niemand Bedenken. Den Erwartungen der Kurie dürfte also die Wirkung ihres Verbots kaum entsprochen haben. Sie konnte nur auf eine geringe Minderheit im bayrischen Volke rechnen, da der Verlauf des ersten Landtags zeigte, wie die Volksvertretung mit verschwindend geringen Ausnahmen darin einig war, daß die Angriffe Roms auf die junge Verfassung entschieden abzuwehren seien.

Infolgedessen trat von nun an die Kurie mit weniger Zuversicht auf. Um so selbstbewußter war die Regierung. Als Consalvi eine königliche Erklärung verlangte, erstens über den Sinn des Verfassungseides und zweitens über das Verhältnis des Konkordats zur Verfassung, da bestrebte sich die Regierung eine Formel zu finden, welche die Verfassung unangetastet ließ und doch die Billigung der Kurie fand. Gelang ihr dies, so hatte sie abermals gesiegt. Und es gelang ihr wirklich. Man neigte sich schließlich auf folgende Formel, die vielgenannte Tegernseer Erklärung vom 15. September 1821:

... Zugleich fügen Wir zur Beseitigung aller Mißverständnisse über den Gegenstand und Beschaffenheit des von unsern katholischen Unterthanen auf die Konstitution abzulegenden Eides die Erklärung bei, daß, indem Wir Unsern getreuen Unterthanen die Konstitution gegeben haben, Unsre Absicht nicht gewesen sei, dem Gewissen derselben im geringsten einen Zwang anzuthun, daß daher nach den Bestimmungen der Konstitution selbst der von Unsern katholischen Unterthanen auf dieselbe abzulegende Eid lediglich auf die bürgerlichen Verhältnisse sich beziehe, und daß sie dadurch zu nichts werden verbindlich gemacht werden, was den göttlichen Gesetzen oder dsen katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre. Auch erklären wir neuerdings, daß das Konkordat, welches als Staatsgesetz gilt, als solches angesehen und vollzogen werden soll, und daß allen Behörden obliege, sich genau nach seinen Bestimmungen zu achten (de se conformer strictement à ses dispositions).

Ueber die gesperrt gedruckten Ausdrücke war zuletzt noch hin und her gestritten worden. Der große Prinzipienkampf lief auf Wortklauberei hinaus. So hatte die Regierung vorgeschlagen: „den Glaubenslehren und Satzungen der katholischen Kirche.“ Consalvi änderte: „den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen.“ Im letzten Satze wollte er die Fassung: „daß allen Behörden obliege, sich in keinem Stücke von seinen Bestimmungen zu entfernen (de ne s'éloigner dans aucun cas de ses dispositions),“ aber die Regierung ließ sich bloß zu dem obigen Ausdruck herbei. Man erkennt leicht, daß sich Consalvi der Tragweite seiner Zugeständnisse vollkommen klar war. Wiederholt hat er sich über dieselbe auch in seinen Noten ausgesprochen. Aber er hat trotzdem nachgegeben. In der Erklärung, daß „nach den Bestimmungen der Konstitution selbst“ der Verfassungseid nichts enthalte, was gegen die Gesetze Gottes und der Kirche sei, erkannte Consalvi an, daß die bayrische Verfassung keinen Anlaß gebe, die Gemüter der Katholiken zu beunruhigen, daß diese vielmehr den Eid auf die Verfassung — das hatte er vorher entschieden verneint — bedingungslos leisten können. Bezüglich des Verhältnisses zwischen Konkordat und Religionsedikt aber gab die Formel gar keinen Aufschluß. Denn daß das Konkordat als Staatsgesetz gelten solle, war für die Regierung von jeher selbstverständlich. Vorher aber hatte Consalvi die Anerkennung verlangt, daß das Konkordat dem Religionsedikte vorgehe.

Die Tegernseer Erklärung enthält also von Seiten des päpstlichen Stuhles das Anerkenntnis, daß die gesamte Staatskirchengesetzgebung in Bayern auch für die katholische Kirche zurechtbesteht. —

Aus alledem geht hervor, daß in Bayern die katholische und die protestantische Kirche vor dem Gesetze die gleichen Rechte und die gleichen Pflichten haben. Bayern ist ein vollkommen paritätischer Staat. Möge nur die Regierung einem begehrlichen Andringen der katholischen Ultras die verfassungsmäßig verbrieften Rechte der protestantischen Kirche in keinem Stücke jemals preisgeben, möge vor allem die katholische Kirche erkennen, daß ihre innere Wirksamkeit unbeschränkt ist, und ihr Absehen darauf richten, „durch treues, priesterliches Wirken und fleißige und gewissenhafte Administration der Sakramente ihre Mission zu erfüllen und den ihr anvertrauten Seelen die Pforten des Himmels zu erschließen.“ (R. G. Henner, ein Katholik, in einer Schrift über das Memorandum der bayrischen Bischöfe vom Jahre 1850). „Denn nicht in dem Uebergreifen einer Gewalt in die Sphäre der andern, sondern in der gegenseitigen Beschränkung auf das eigne Gebiet liegt die Bürgschaft des Friedens zwischen Staat und Kirche“ (Denkschrift der bayrischen Bischöfe vom Jahre 1888) und, so setzen wir hinzu, die Bürgschaft des Friedens zwischen den Konfessionen. M K



# Ueber die Arbeiten und Aufgaben des Vereins für Reformationsgeschichte

Ansprache auf der zweiten Generalversammlung in Görlitz, am 25. April 1889

Hochgeehrte Versammlung, teure evangelische Glaubensgenossen!

Der Vorstand des Vereins für Reformationsgeschichte hat mir den Auftrag erteilt, unsre zweite Generalversammlung, zu der wir heute vereinigt sind, mit einem Worte über die Arbeiten und Aufgaben des Vereins zu eröffnen. Es gereicht mir zu hoher Freude, daß ich mich heute vor Ihnen über die Arbeit aussprechen darf, die seit der Gründung unsers Vereins nunmehr sechs Jahre hindurch von mir in Gemeinschaft mit meinen verehrten Genossen im Redaktionskomitee betrieben worden ist. Zugleich ists mir ein besondrer Gegenstand der Freude, daß mir heute vergönnt ist, in meiner alten Heimat, dem Schlesierlande, von diesen Arbeiten und Bestrebungen Bericht zu erstatten.

In der Schar derer, die in diesem Sale versammelt sind, darf ich wohl zwei Klassen von Zuhörern unterscheiden. Die einen sind bereits Mitglieder unsers Vereins, es sei vom ersten Anfange an oder seit kürzrer Zeit; sie haben seine Schriften in Händen und besitzen eine Kenntnis von dem, was der Verein veröffentlicht und wie er seine Arbeit betreibt. Gewiß ist mancher von diesen mit allerlei Fragen, vielleicht auch Klagen auf dem Herzen hierher gekommen und wünscht auf diese hier eine Antwort zu empfangen. Es sei mir gestattet, betreffs aller solcher Wünsche alsbald auf den zweiten Teil unsrer Verhandlungen zu verweisen, in dem der Geschäftsbericht des Redaktionskomitees Gelegenheit bieten wird, allerlei Wünsche zur Aussprache zu bringen. Aber in unserm Kreise werden heute auch solche nicht fehlen, denen unser Verein noch mehr oder weniger ein Fremdling ist; diese möchten aber gern einen Eindruck von der Art, den Absichten und der Thätigkeit des Vereins, der heute in Görlitz zu Gaste ist, mit nach Hause nehmen. Sie werden es daher verstehen, wenn die nachfolgenden Worte sich vornehmlich an diesen Teil unsrer Zuhörerschaft wenden.

Am dreizehnten Februar des Lutherjahres 1883 fand sich zu Magdeburg in der Aula des Klosters Unser Lieben Frauen eine Anzahl evangelischer Männer zur Begründung unsers Vereins zusammen. Fragen wir uns hinterher, wie es doch damals zu jener ersten Versammlung gekommen sei, so tritt in dankbare Erinnerung vor allem die rührige Thätigkeit, die damals unser verehrter Schriftführer, Archivrat Jacobs, entwickelte. Dieser kann uns aber auch bezeugen, auf was für eine merkwürdige Uebereinstimmung der Gedanken er in den voraufgehenden Monaten überall da gestoßen war, wo er sich im brieflichen Austausch an evangelische Glaubensgenossen gewendet hatte, von denen er wußte, daß nicht nur ihre Studien sie in der Reformationsgeschichte heimisch gemacht, sondern auch, daß sie in warmer Liebe zur Sache des Evangeliums standen. Nicht in erster Linie ein gelehrtes Interesse führte damals zu einem gemeinsamen Vorgehn zusammen, sondern das Interesse an den Gütern und Segnungen der Reformation und der Wunsch, daß dieses Erbe den Gemeinden erhalten bliebe. Dieser Wunsch für die Gegenwart gestaltete sich uns zu einer historischen Aufgabe; nicht allein, weil wir sahen, daß in den evangelischen Gemeinden die Kenntnis ihrer eignen Vergangenheit nur wenig verbreitet sei, sondern vor allem, weil in jenen Jahren der deutsche Ultramontanismus in starker Rüstung und mit lautem Feldgeschrei auf dem Kampfplatze erschien, um mittels historischer Darstellungen, mittels jener Art von Geschichtschreibung, wie sie ihm eigentümlich ist, den Protestantismus aus dem Felde zu schlagen.

Kaum war unsre Versammlung in Magdeburg gehalten, da erhielten wir Begrüßungen seltsamer Art in der ultramontanen Presse. Ich habe damals die wichtigsten Blätter: Germania, Mainzer Journal, Kölnische und Schlesische Volkszeitung, mir gesammelt und möchte sie heute als lehrreiche Dokumente für kommende Zeiten dem Archive unsers Vereins übergeben. Was sie uns zu sagen wußten, läßt sich in wenigen Worten charakteri-

siren. Zunächst hingen sie uns gleich einige Namen an, mit denen sie auf uns sticheln wollten: „Die neuen Magdeburger Zenturiatoren“ — so rief man uns entgegen. Wir lassen uns den Namen gern gefallen; so sehr uns die Schwächen in der historischen Methode bekannt sind, woran die Arbeiten jener Zenturiatoren des sechzehnten Jahrhunderts litten, können wir unserm Vereine doch nur wünschen, daß er in ähnlicher Weise zur Stärkung des evangelischen Bewußtseins in der Gegenwart beitragen möge, wie jene es den Glaubensgenossen ihrer Tage gewährt haben. Spottend empfahl man uns, den Namen der „Antijanssenisten“ anzunehmen, und rief uns in Parodie des Loreleyliedes die Worte zu:

Denn das hat mit seiner Geschichte
Professor Janssen gethan.

In gewohnter Liebenswürdigkeit setzte die Kaplanspresse, uns nach ihrem eignen Maße beurteilend, voraus, daß wir vermutlich Hetzschriften ausgehen lassen würden, und kündigte uns an, daß sie für unsre „Klötze“ die „rechten Keile“ schon finden würden. Am übelsten stand es jener Presse zu Gesichte, daß sie sich dazu verstieg, uns eine kleine Vorlesung über den Ernst und die Würde historischer Arbeiten zu halten. Jene sind wohl die letzten, von denen wir eine solche Belehrung zu empfangen genötigt wären.

„Antijanssenisten“ — wir wollens nicht leugnen, daß allerdings ein Zusammenhang zwischen den Arbeiten des Frankfurter Historikers und unsrer Vereinsgründung besteht. Nicht als wenn erst seine Geschichte des deutschen Volks jene Art von Ausnutzung der Geschichte für die ultramontanen Interessen und zur Verdächtigung der Reformation begonnen hätte. Diese Benutzung wirklicher oder vermeintlicher geschichtlicher Zeugnisse und Ergebnisse ist sehr alten Datums, fast so alt wie die Reformation selbst — mag auch die Methode im Laufe der Zeiten allerlei Wandlungen durchgemacht haben. Aber das ist ja richtig, und diesen Dank wollen wir Janssen gern quittiren: das Aufsehen, das seine Art, mit der Geschichte umzugehen, erregt hatte, die Reklame, die von dem ganzen Chorus der katholischen Presse für ihn gemacht wurde, die Kunst endlich, mit der diese Reklame auch in eine Reihe nicht katholischer politischer Blätter hinübergespielt wurde, das alles hat uns den Mut gegeben und den Entschluß reifen lassen, daß wir unsern Glaubensgenossen zurufen konnten: Hier steht der Feind, hier laßt uns ihn aufsuchen! Eine große Aufgabe stellt er uns; nehmen wir sie in Gottes Namen an. Die Geschichte ruft er als Zeugin gegen die Reformation in die Schranken, möge denn die Geschichte reden!

Stand die Gründung unsers Vereins unleugbar in naher Beziehung zu dem Aufsehen, das die ultramontane Geschichtschreibung gerade in den Tagen des Lutherjubiläums hervorzurufen wußte, so konnte es uns nicht erspart bleiben, daß neben den Stimmen freudigen Beifalls, den man in weitesten Kreisen unserm Beginnen zollte, auch die Stimme des Warners sich vernehmen ließ. Man rief uns zu: „Was plant ihr da? lauft ihr nicht Gefahr, in euers Gegners Fehler zu verfallen und auch eurerseits die Geschichte in den Dienst konfessioneller Interessen zu ziehen? Wollen wir etwa einer katholisch gefärbten Geschichtschreibung eine nicht minder befangne tendenziös-protestantische entgegenstellen?“ Wohl durften die Männer, die mit ihrem wissenschaftlichen Namen zunächst unser Unternehmen deckten, mit gutem Gewissen auf ihre bisherige litterarische Thätigkeit verweisen; sie waren davon überzeugt und genossen doch wohl auch das Vertrauen, daß ihnen das Verständnis für die hohe Aufgabe unbefangner geschichtlicher Arbeit nicht fehle. Aber wir wollen des Warners Ruf nicht von oben herab zurückweisen, wollen es uns eingestehen und im Auge behalten, daß die Gefahren, die bei der ultramontanen Behandlung der Geschichte offen vor aller Augen liegen, auch für den evangelischen Bearbeiter nicht völlig ausgeschlossen sind. Es giebt auch eine protestantische Tendenzgeschichtschreibung, giebt auch in unsern Reihen hie und da eine protestantische Legende, die namentlich in der populären Schriftstellerei und in der polemischen Litteratur niedern Grades schwer auszutilgen ist. Dem Gegner völlig gerecht zu werden, des Gegners geistige



Art zu würdigen, Licht und Schatten auf beiden Seiten mit gleichem Maße zu messen, fällt von jedem Standpunkte aus uns Menschenkindern schwer. Gleichwohl hat jene Warnung uns nicht bedenklich gemacht. Wir sind zunächst davon überzeugt, daß es jene Voraussetzungslosigkeit, die man wohl als reine Objektivität preist, für den Historiker überhaupt nicht giebt. Die Ideale, mit denen wir an die Betrachtung der Geschichte herantreten, gewinnen wir ja auf ganz anderm Wege, als auf dem historischer Quellenforschung. Wir müssen an unsre Mitarbeiter die unerläßliche Forderung stellen, daß ihnen das Organ nicht verschlossen sei, das zum Verständnis, zur Wertung der Reformation unentbehrlich ist. Wir erwarten von unsern Mitarbeitern, daß ihnen die Reformation in irgend welchem Maße Güter umschließt, die sie auch als ihr Erbe wert zu halten und zu schützen entschlossen sind. Einen Mitarbeiter, dem Luther wesentlich der Revolutionär wäre und der es ihm nicht verzeihen könnte, daß er die Einheit der Kirche gebrochen, müßten wir zurückweisen. Ebensowenig könnten wir einen Mitarbeiter gebrauchen, dem etwa die Religiosität, das humanistisch-ästhetische Christentum eines Erasmus wertvoller erschiene als Luthers Glaube. Nicht minder müßten wir einen Mitarbeiter ablehnen, der in den schwarmgeistigen Bewegungen der Reformationszeit die reinsten und tiefsten Regungen des christlichen Geistes zu erkennen meinte. In diesem Sinne sind wir nicht voraussetzungslos.

Aber wir sind auch der festen Zuversicht, daß gerade die Zustimmung zu den religiösen Gedanken der Reformation eine innre Freiheit, eine Unbefangenheit des Blickes möglich macht, wie sie die Lösung ernster, historischer Aufgaben erheischt. Ich will nur auf drei Punkte hinweisen, um zu zeigen, wie viel günstiger unsre Stellung als die der römischen Geschichtschreiber ist. Jenen verbietet ihr Kirchenbegriff eine unbefangne Geschichtsbetrachtung, denn der schreibt ihnen vor, alles Licht, alle Wahrheit nur auf dem eignen Kirchengebiete zu suchen; jenseits des Schlagbaumes giebt es nur Abtrünnige, nur Empörer; günstigsten Falls darf man noch von einem „Erbe aus katholischer Zeit“ reden, das auch in den Reihen der Ketzer noch wirksam geblieben sei. Umgekehrt fordert unser evangelischer Kirchenbegriff uns geradezu auf, auch in den Reihen derer, die außerhalb unsrer Kirchengemeinschaften stehn, Gottes Gaben zu erkennen, giebt uns das schöne Recht, auch an dem Guten, das andre besitzen, uns erfreuen zu dürfen. Protestantische Geschichtsbetrachtung rechnet weiter auch mit dem Gesetze geschichtlicher Entwicklung, fordert uns auf, einem jeden Zeitraume seine besondre Aufgabe, seine Kräfte, aber auch seine Schranken zuzugestehen. Wir wissen, daß die Entwicklung auch in der Kirche des Herrn nicht geradlinig vor sich geht; wir wissen von den Mängeln und Unvollkommenheiten, mit denen auch die größte Bewegung im Reiche Gottes behaftet bleibt. Es fehlt uns daher jede Nötigung, alles gutheißen zu müssen, was unsre Väter gethan; wir brauchen über der freudigen Zustimmung auch die Kritik nicht zu vergessen. Und drittens: wir wissen etwas von dem Geheimnis der menschlichen Persönlichkeit, ihrem Werden und der Verbindung von Göttlichem und Menschlichem in ihrer Erscheinung. Unsre Reformatoren, auch Vater Luther nicht ausgenommen, sind uns nicht auf Goldgrund gemalte Heilige nach katholischem Muster, nicht jene schattenhaften Register aller möglichen Tugenden, die eine Menschenhaut bedeckt. Wir brauchen bei unserm Luther nicht zu vergessen, was an ihm der Bauernsohn und der Mönch sein Leben lang geblieben ist. Wir können diesen erdigen Rest anerkennen und uns doch an den großen Gaben Gottes in seiner Persönlichkeit erfreuen.

Ich kam einmal mit einem angesehnen römischen Theologen über Luther in Briefwechsel. Dieser hielt mir vor, ich könne doch nicht leugnen, daß sich in Luthers Schriften hier und da Sätze fänden, die, zur öffentlichen Lehre erhoben, das Christentum aufs äußerste bedrohen würden; so wenn er in seiner Schrift De servo arbitrio Gott zum Urheber des Bösen mache und die Freiheit des Menschen leugne; denn wo bleibe da die sittliche Verantwortlichkeit? Und er wollte mir darauf die Alternative stellen: entweder bekennt euch, ihr Lutheraner,

zu solchen entsetzlichen Lehren eures Meisters, oder aber sagt euch von ihm als von einem Ketzer und Verführer los. Ich habe mich vergeblich bemüht, meinem verehrten Gegner klar zu machen, daß wir ja nicht an Luther glauben, sondern an den von Luther mit neuen Zungen und in neuer Glaubenserfahrung gepredigten Herrn Christus. Jenes Entwederoder bestehe somit gar nicht für uns. Vielmehr müßten uns jene befremdlichen Sätze, die er aus Luther anführe, nur zu der Frage veranlassen, was doch für kräftige Irrtümer Luther entgegengestanden haben müssen, daß er versucht habe, sie mit so schroffen Gegenerklärungen zu bekämpfen. Und als ich meinen Gegner daran erinnerte, daß doch auch bei Augustin, den die römische Kirche ihren Heiligen zuzähle, sich ähnliche anstößige Aussagen befänden, erhielt ich die erregte Widerrede, nein, Augustinus könne man so interpretiren, daß aller Anstoß sich beseitigen lasse. Wir sind doch recht froh, daß unser Glaube uns nicht nötigt, Luther in ähnlicher Weise zu „interpretiren," sondern daß wir ihn so nehmen können, wie er ist, mit allen Ecken und Kanten, mit allen Schroffheiten und Derbheiten. Es hat unter den Mitgliedern unsers Vereins manche Verwundrung erregt, daß wir unter den ersten Schriften, die wir veröffentlichten, ein Heft ausgehen ließen, das Luther gerade von einer seiner wenig liebenswürdigen Seiten schilderte. Wir hatten jene Verwundrung wohl vorausgesehen, aber trotzdem guten Mutes diese Schrift herausgegeben, denn sie konnte uns zum Zeugnis dienen, daß wir nicht gewillt sind, Schönfärberei zu treiben.

Rief uns aber damals gar ein kurzsichtiger Freund zu: „Lernet doch von unserm römischen Gegner die rechte Klugheit im Kampfe, jene Taktik, die nicht bloß nach der Wahrheit, sondern auch darnach fragt, ob sie zur Zeit auch opportun sei," so antworten wir getrosten Mutes: Das scheint uns die allerschlechteste Taktik zu sein; wir können von ihr keinen Gebrauch machen. Wohl haben wir es mit einem Gegner zu thun, der spähenden Blickes auf jede Aussage protestantischer Historiker lauert, die wie ein Zugeständnis an des Gegners Behauptungen und Interessen klingt; und wir wissen, daß jedes derartige Wort alsbald zu jenen „protestantischen Zeugnissen" hinzugethan wird, mit denen man drüben so viel Unfug treibt. Aber wir können das nicht hindern und wollens auch nicht. Und wer in unsern Reihen solche Zugeständnisse nicht ertragen könnte, dem wüßten wir nicht zu helfen. Ich bekam kürzlich aus London eine Zuschrift folgenden Inhalts: „Ich habe Janssen gelesen und ich habe eure Gegenschriften gelesen; ihr habt die Reformation gegen Janssens Anklagen nicht rechtfertigen können, darum bin ich jetzt auf dem Wege, katholisch zu werden." Wer von der Reformation verlangt, daß sie ohne den Zusatz menschlicher Sünde vor sich gegangen sein soll, der mag freilich katholisch werden. Und wer die Kirche „ohne Flecken und ohne Runzel" in ihrer empirischen Erscheinung haben will, der möge unter die Schwärmer gehn und mit ihnen von einer solchen Kirche träumen. Wer die Reformation verstehen will, der muß begreifen lernen, daß hier mit dem starken Strome einer großen religiösen Bewegung zugleich mannichfache Unterströmungen in eigenartige Verbindung getreten sind: hier eine agrarische Bewegung, dort ein Kampf der Handwerke gegen die Geschlechter, dort ein Kampf der Fürsten für die Befestigung ihres Regiments u. dergl. m. Nur wer diese Mischungen bedenkt, wird den einzelnen Erscheinungen der Reformationszeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Je rückhaltloser wir aber die Wahrheit ohne Sonderrücksichten uns zum Leitstern wählen, umso gewisser wird die Erforschung jener Zeiten auch für die evangelische Gemeinde der Gegenwart fruchtbringend werden und die Geschichte ihr Lehrmeisteramt auch für die kirchlichen Aufgaben unsrer Tage an uns treiben.

In diesem Sinne laden wir aufs neue zur Teilnahme an unserm Vereine ein. Wir freuen uns herzlich der mehr als 7000 Mitglieder, die bisher unserm Rufe gefolgt sind; trotzdem ist noch immer in weiten Kreisen der gebildeten evangelischen Bevölkerung, auch noch in pastoralen Kreisen unsre Arbeit unbekannt. Ich bitte die heute so zahlreich erschienenen Geistlichen, daß sie Pastoralkonferenzen und ähnliche Versammlungen benutzen wollen, unsre Vereinsschriften auszulegen und zur Mitgliedschaft aufzufordern. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß sich auf diesem Wege leicht neue Freunde zuführen lassen. Freilich ist es nicht möglich, in jedem Hefte, das wir ausgeben, jedem Mitgliede in gleicher Weise Interessirendes zu bieten; denn was den einen anspricht, liegt dem Interessenkreise des andern fern. Aber ich darf die Versicherung geben, daß wir ernstlich bemüht sind, in jedem Jahrgange möglichst mannichfaltige Gaben zu bieten. Wir haben die Freude, in dem jetzt beginnenden neuen Jahrgange neben dem Litteraturhistoriker den Profanhistoriker, den Kirchenhistoriker*) und wahrscheinlich auch den Kunsthistoriker zu Worte kommen zu lassen, also daß ein jeder von seinem Gebiete aus seinen Beitrag zum Verständnis der Reformation darreicht.

Im Blick auf unsern großen Leserkreis richten wir aber auch unsre Einladung an die Geschichtsforscher und Schriftsteller des evangelischen Deutschlands und weisen sie auf die Gelegenheit hin, die ihnen hier geboten wird, den Ertrag ihrer Arbeiten einem so großen und dankbaren Leserkreise zuzuführen. Es war uns im vergangnen Herbste eine hohe Freude, als einer der ersten und vornehmsten unter Deutschlands Geschichtsschreibern uns mit dem Anerbieten entgegen kam, den Ertrag dessen, was er in gelehrter Ausführung für den kleinen Kreis der Fachgenossen gearbeitet habe, der evangelischen Gemeinde in weitestem Umfang durch eine Schrift für unsern Verein zugänglich zu machen. Möchte dies Beispiel auch andre herbeirufen, in ähnlicher Weise mit ihren Gaben die Vereinsarbeit zu unterstützen. Das Beste möchten wir gern geben, darum bitten wir die Besten und die Ersten, daß sie es nicht gering achten, auf diesem Felde uns Unterstützung zu gewähren.

Wir haben alle Ursache, auf die ersten sechs Jahre unsers Vereinslebens mit Dank gegen Gott zurückzuschauen. Schon das eine, daß wir bisher nie Mangel gehabt haben, weder an neuen Aufgaben noch an neuen Arbeitern, stimmt uns fröhlich. Gott segne weiterhin unser Werk zur Ehre seines Namens und zur Kräftigung des Heimatgefühls in der Kirche der Reformation! G K

---

## Vom Studium der Theologie

Bruchstück einer Abiturientenentlassungsrede

. . Indem ich mir . . vergegenwärtige, daß unter Ihnen mehr als die Hälfte der Gymnasialabiturienten sich zu dem Studium der Theologie entschlossen hat, glaube ich hoffen zu dürfen, daß Ihr Entschluß, wenn auch beeinflußt von der Erwägung Ihres spätern äußeren Lebensgangs, einer tieferen Begründung nicht entbehre, und ich möchte, indem ich bei dem von Ihnen gewählten Studium ein wenig verweile, auch meinerseits dazu helfen, daß Sie Ihres Entschlusses im Innersten froh zur Universität übergehen und unentwegt an ihm festhalten.

Es sind tiefgehende, schroffe Gegensätze, zu denen die rechte Stellung zu finden Sie durch Ihr Studium angeleitet werden sollen.

Es ist Ihnen schon bisher nicht entgangen, welche Kämpfe um die Wahrheit des Christentums, die Sie einst verkündigen sollen, entbrannt sind, und Ihr Studium wird Sie in diese Kämpfe tiefer hineinführen. Schrecken Sie vor ihnen nicht zurück; denn sie sind ein notwendiges Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung und wollen nicht unbeachtet gelassen oder hinweggeleugnet, sondern in ehrlichem Ringen überwunden werden.

Unsrer Zeit ist wieder lebendiger zum Bewußtsein gekommen, welche Macht die Religion ist, und in unserm Volke zumal, dem die letzten beiden Jahrzehnte so unerhörte Entfaltung äußrer Macht gebracht haben, ist das Gefühl vorhanden, daß ihm eine Erweckung des religiösen Geistes not thue, wenn nicht die errungene Herrlichkeit an innrer Hohlheit zu Grunde gehen soll. Aber dieser Sehnsucht gegenüber wird unser Volk von ernsten Zweifeln gequält, ob das Christentum, das mit seinem Geistesleben so innig verwachsen ist, noch wahr, ob es nicht durch das

*) Zur Ausgabe gelangen zunächst: W. Kawerau, Hans Sachs und die Reformation; H. Baumgarten, Karl V. und seine Stellung zur deutschen Reformation; G. V. Lechler, Johannes Hus.

Fortschreiten der Wissenschaften, nach seiner geschichtlichen Seite durch die Ergebnisse historischer Kritik, und sofern es eine Weltanschauung enthält, durch die Naturwissenschaften überwunden sei, und solche Zweifel wirken immer wieder ertötend auf die Keime einer religiösen Erneuerung.

In dieser Lage kann denen, welche die Pflege des religiösen Volkslebens sich zu ihrem besondren Lebensberuf erwählt haben, nicht erlassen werden, die Einwendungen gegen das Christentum mit wissenschaftlichem Ernste und unbefangner Wahrheitsliebe auf ihre Berechtigung und Tragweite zu prüfen; und immer noch größer muß die Schar derer werden, die durch solche Prüfung zu derjenigen Festigkeit und Klarheit der Ueberzeugung hindurchgedrungen sind, die allein fremder Unsicherheit und Unklarheit wirksam zu begegnen vermag.

Sie, meine lieben jungen Freunde, treten, so hoffe ich, mit dem mutigen Vorsatz in das Studium der Theologie ein, für Ihr amtliches Wirken sich einen festen Boden wissenschaftlicher Gewißheit zu erringen, und ich preise Sie glücklich, daß Sie es in der Hoffnung thun können, den religiösen Kern des Christentums unüberwindlich zu finden.

Das ist ja der große Gewinn, der uns aus dem Geisteskampfe unsrer Zeit bereits erwachsen ist, daß wir von dem Wesen des Christentums zu scheiden gelernt haben, was aus der Zeit und für die Zeit war und was zu der eigentlichen, allen Zeiten geltenden Aufgabe des Christentums, seine heilende und erlösende Kraft an den Seelen der Menschen zu erweisen, in keiner Beziehung steht.

Wir haben erkannt, daß das Christentum seine Wahrheit eben durch diese seine Wirkungen auf das Menschenherz bezeugt. Die wissenschaftliche Erkenntnis des Christentums erscheint uns darum unzertrennlich von einem tiefren Verständnisse des menschlichen Seelenlebens; wir haben das Bedürfnis, das Christentum als das Lebenselement der von ihm erfüllten Persönlichkeiten zu begreifen und aus der Mannigfaltigkeit seiner persönlichen Ausgestaltung sein innerstes Wesen zu erkennen. Und gerade diesem Bedürfnisse kommt die Theologie unsrer Tage mit besondrem Eifer entgegen. Nicht in hohen Spekulationen, sondern in der Erforschung geschichtlicher Wirklichkeiten sucht sie festen Grund und behauptet so unter den Wissenschaften der Gegenwart ihren Platz in alten Ehren.

Widmen Sie sich ihr, mein lieben jungen Freunde, mit voller Hingabe, aber vergessen Sie dabei nicht, daß die wissenschaftliche Erkenntnis von Thatbeständen, die außerhalb Ihrer eignen Erfahrung liegen, Sie noch nicht befähigen kann, die Wahrheit des Christentums mit überwindender Kraft zu predigen. Sie müssen sie selbst im eigenen Herzen erfahren haben; denn nur was aus dem Herzen quillt, dringt zum Herzen.

So macht Ihnen auch der Gedanke an Ihren künftigen Lebensberuf zur Pflicht, was für uns alle Bedingung wahren Seelenheils ist, in Christi Geist Ihr Leben in steter Verbindung zu erhalten mit Gott, von ihm immer wieder Kraft zu erbitten zu allem guten Werk und zur Ueberwindung von allem Bösen, in ernster Selbstprüfung immer wieder des Abstandes Ihrer Schwäche von Gottes heiligem Wesen sich schmerzlich bewußt und dann wiederum durch Christus der allbarmherzigen Gnade desselben Gottes inne zu werden und an seiner vertrauensvoll ergriffnen Vaterhand den Lauf zum Ziele erneuten Geistes fortzusetzen. Gott helfe Ihnen dazu und mache Sie recht geschickt zu seinem Dienste! A v B

---

## Aus Sofia

In Nr. 14 d. Bl. habe ich über Entstehung der hiesigen evangelischen Gemeinde, ihren Bestand und die Bemühungen ihres Anschlusses an eine heimatliche Landeskirche berichtet. Es sei gestattet, diesen Mitteilungen noch einiges hinzuzufügen.

Unsre Gemeinde ist Diasporagemeinde in weitestem Sinne des Wortes. Sie will als ein kleines Häuflein evangelischer Christen inmitten einer erdrückenden Mehrheit Andersgläubiger evangelischen Glauben und Leben hochhalten und pflegen. Es ist nicht blos der Umstand, daß sie ihre Existenz in einem griechisch-katholischen Lande wahren muß, wo diese Religion Staatsreligion ist, in einer Stadt, die von mehr als 20000 Bekennern dieser sogenannten „orthodoxen" Religion bevölkert ist und die daneben noch eine ansehnliche muhammedanische Gemeinde und eine sehr große jüdische von etwa 9000 Seelen enthält, sondern das evangelische Christentum hat sich hier als von Staatswegen geduldeter fremder Kultus auch noch gegen eine mächtige gegenwärtig von landesherrlicher Seite begünstigte römisch-katholische Propaganda zu behaupten. Dagegen wäre es Unrecht, zu sagen, daß unsre Kirche seitens der Orthodoxen Anfeindungen zu erdulden hätten; man läßt uns in Ruhe und kümmert sich nicht um uns. Freilich macht die orthodoxe Religion ihrer Natur nach Anspruch darauf, die ausschließliche oder wenigstens ausschließlich gesetzmäßige des Landes zu sein, weil das religiöse und nationale Moment in der Vorstellungsweise ihrer Bekenner ganz untrennbar ist, wie sich das neuerdings so besonders scharf in Rußland zeigt. Aber eben deshalb darf festgestellt werden, daß hier die ganze eifersüchtige Gegnerschaft der orthodoxen Kirche sich nicht gegen den Protestantismus richtet, der friedlich und bescheiden nur das Seine behüten und erhalten möchte, sondern fast ausschließlich gegen die römische Kirche, die, wie im ganzen Orient, so auch in Bulgarien angriffsweise auftritt. Infolgedessen ist auch von einer Fechterstellung unsrer Kirche gegen die bulgarische keine Rede.

Umsomehr heißt es gegenüber der römischen Kirche, der wir hier ein Dorn im Auge sind, auf der Hut sein. Die römisch-katholische Gemeinde in Sofia zählt einige tausend Seelen, hat eine große Kirche, mehrere große Schulen, ein Priesterseminar, auf dem gegenwärtig acht junge Kleriker von Kapuzinermönchen zu mönchischen Priestern ausgebildet werden, und einen Stab von Geistlichen und Schulbrüdern. Das Ganze untersteht der Oberaufsicht des katholischen Erzbischofs für Bulgarien, der in Philippopel seinen Sitz hat. Die Katholiken verfügen hier über große Geldmittel, die aus den Ländern zusammenfließen, die ein Interesse an der Ausbreitung des Katholizismus haben: Frankreich, Oesterreich und Italien. Das Protektorat hat Frankreich, und demgemäß atmet auch alles in Kirche und Schule dort den französischen Geist. Daß unsre junge, schwache, noch um ihre Existenz ringende evangelische Gemeinde dem gegenüber einen schweren Stand hat, weiß jeder, der Rom und römische Taktik nur ein wenig kennt. Dennoch dürfen wir mit fröhlichem Dank gegen Gott sagen, daß unsre evangelische Kirche hier bei Einheimischen und Fremden, religiös und moralisch angesehn, in mancher Beziehung ein gewisses Uebergewicht über die katholische errungen hat und, besonders was ihre Gottesdienste betrifft, allgemein geachtet ist.

Die Gefahr, die für unsre Kirche in den vielen Mischehen unsrer Gemeinde liegt, ist jetzt wesentlich beseitigt. Sie würde aber wieder hervortreten, wenn den hiesigen Evangelischen Kirche und Seelsorge fehlen würde. In den bestehenden Mischehen gehört der eine Teil entweder der orthodoxen oder katholischen Kirche an. Während des Bestehens unsrer Gemeinde seit fast zwei Jahren sind in ihr drei gemischte Paare getraut worden, sämtlich nur nach evangelischem Ritus, und bei allen dreien waren die Männer katholisch. Aus jeder dieser Ehen ist bereits ein Kind evangelisch getauft worden, und die evangelische Erziehung derselben sowie der nachfolgenden Kinder freiwillig von den Eltern zugesagt. Auch aus den ältren hier schon bestehenden Mischehen gehören fast alle Kinder der evangelischen Kirche an, und aus einer derselben, wo der evangelische Vater lange schwankend war, habe ich erst kürzlich zwei Kinder, die deshalb bis nach ihrem sechsten, beziehungsweise dritten Lebensjahre ungetauft geblieben waren, noch nachträglich getauft. Was überhaupt Taufversäumnisse und andre aus dem Mangel kirchlicher Gemeinschaft sich mit Notwendigkeit ergebende kirchliche Verwahrlosung betrifft, so kann der Pfarrer im Orient allerlei Erfahrungen machen, die dem Amtsbruder daheim, abgesehen von großen Städten, mehr oder weniger fremd bleiben. Sie haben zuweilen einen humoristischen Beigeschmack. So fragte ich einmal gelegentlich eines Hausbesuchs nach dem Namen eines etwa einundeinhalbjährigen Kindes, und als die Mutter etwas verschämt bemerkte, daß es noch ungetauft sei, fiel das fünfjährige ältre Schwesterchen ein: „Nein, getauft ist es noch nicht, aber geimpft ist es schon." Ein andres Mal wollte mir ein biedrer Westfale seine vier in Rußland orthodox getauften Kinder bringen, ob ich sie denn nicht „umtaufen" könnte; und ich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß das auch völlig rechtsgiltige christliche Taufen gewesen seien, und ihn auf die Konfirmation der Kinder zu vertrösten. Im vergangnen Herbste komfirmirte ich noch einen neunzehnjährigen jungen Mann, der in Rußland ohne Religionsunterricht aufgewachsen war, sodaß der vorbereitende Unterricht sich zuweilen wie bei Kindern auf der Unterstufe gestalten mußte. Im Ganzen und Großen ist die Arbeit an unsrer Diasporagemeinde recht dankbar, zumal ihr Kern aus einigen sehr kirchlich gesinnten Familien besteht, die sich treu zu Gottes Wort und Sakrament halten und für die Erhaltung ihres Kirchenwesens große Opfer bringen. Ich wiederhole aus meinem ersten Artikel, daß Sofia kein verlorner Posten für unsre evangelische Kirche ist, und bitte die Glaubensgenossen daheim recht herzlich, uns zur Weiterführung des begonnenen Werkes zu helfen.

Von der größten Wichtigkeit für unsre Gemeinde ist die von ihr gegründete Schule, in der ihre Kinder zu evangelischen Christen erzogen werden. Aus kleinem Anfang ist sie kräftig aufgeblüht. Am dreizehnten Juni 1887 wurde sie mit sieben Kindern eröffnet und ist heute von 45 Kindern besucht. Der Kirchenvorstand ist zugleich Schulvorstand, und der Pfarrer, welcher der Lehrer an der Oberklasse ist, der Leiter der Schule. Während des ersten Jahres besorgte er den Unterricht allein. Als die wachsende Schülerzahl eine Teilung notwendig machte, wurde ein evangelischer deutscher Lehrer angestellt, der nun den Unterricht in der Unterklasse hält. Den örtlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen, mußte auch für französische und bulgarische

Sprache je ein der Konversation völlig mächtiger Lehrer angestellt werden, außerdem für die Mädchen eine Handarbeitslehrerin. Da unsre Schule hier einen durchaus national-deutschen Charakter tragen will, ist sie auch nichtevangelischen Kindern geöffnet, wenn auch der Religionsunterricht ausschließlich evangelisch ist, und z. B. für die katholischen Mitschüler die Erteilung von Religionsunterricht seitens ihres Geistlichen nicht gestattet wird. Unsre mit der evangelischen Gemeinde in enger Verbindung stehende „deutsche Schule“ ist ein Bollwerk des Deutschtums in Sofia, das ohne diese Schule der schwersten Schädigung preisgegeben wäre. Die Schule aber steht und fällt mit der Gemeinde. Sie steht im ausgesprochnen nationalen Gegensatz zu der hiesigen siebenklassigen katholisch-französischen Schule, in der das Französische ganz überwiegt. Schon jetzt macht unsre Schule jener erfolgreich Konkurrenz, und vielleicht hat sie eine Zukunft. Mehrere Kinder fremder Nationen, Bulgaren, Serben, Rumänen, Griechen, fast durchweg aus guter Familie, deren Eltern für sie deutschen Unterricht und Erziehung wünschen, besuchen unsre Schule, deren Hauptzweck dabei doch die Erziehung unsrer evangelischen Jugend bleibt. H G

---

## Bücher und Schriften

**(Einige Bücher für das christliche Haus)** Auf einige in neuster Zeit erschienene Schriften, die in irgend einer Weise zur Erbauung oder Erhaltung des christlichen Hauses Handreichung thun wollen, machen wir hiermit aufmerksam.

An die deutschen Bräute wendet sich Amalie Meinardus mit dem Büchlein: Das Weib in der christlichen Ehe (Bielefeld, Schriftenniederlage Bethel; 2. Aufl. 1888; 48 S.). Eine sinnige Frauenhand schreibt hier aus Erfahrung und möchte als alte Freundin den Bräuten ans Herz legen, wie sie als künftige Gehilfinnen des Mannes bei der Begründung und Erhaltung des ehelichen Glückes einen hervorragenden Anteil haben.

Das häusliche Glück betitelt sich eine Schrift des Pastors P. Zauleck in Bremen (Bremen und Leipzig, C. Ed. Müller, 1889; 45 S.; 60 Pfge.). Diese Ueberschrift hat das Büchlein gemeinsam mit einem mit Recht empfohlnen, in katholischem Verlage erschienenen Buche. Das letztre ist jedoch ein Haushaltungsunterricht nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen. Wer wollte leugnen, daß Haushaltungs- und Kochkunst ein unentbehrliches Erfordernis für das häusliche Glück ist! Aber damit ist noch nicht gesagt, daß schon das häusliche Glück begründet ist, wenn die Frau das Kochen und den Haushalt versteht. Hier setzt Zauleck ein und führt aus, auf welchem Grunde das christliche Haus und sein Glück steht, wie es gebaut und bewahrt wird. Wer möchte nicht das häusliche Glück einem jeden Hause wünschen, und wie selten ist es zu finden! Wie mehren sich die Stimmen, die von einem Verfalle des christlichen Familienlebens reden. Möge das frisch geschriebne Büchlein dazu beitragen, manches Haus an häuslichem Glück reicher zu machen.

Wir reihen hieran zwei Erbauungsbücher. Sie sind beide aus dem Englischen übersetzt. Das eine ist von C. H. Spurgeon: Das Checkbuch der Glaubensbank, köstliche Verheißungen für den täglichen Gebrauch geordnet, übersetzt von E. Spliedt (Barmen, D. B. Wiemann; in 12 Lieferungen zu 30 Pfg.). Es sind kurze Betrachtungen, angeknüpft an ein Bibelwort und auf alle Tage des Jahres geordnet. Wir werden mächtig angezogen von den kurzen, aber tiefsinnigen Betrachtungen des berühmten Baptistenpredigers. Man merkt es ihnen an, daß der Verfasser aus eigenster Erfahrung von dem Heil in Christo zeugt, und ich stehe nicht an, sie den besten Erbauungsbüchern deutscher Verfasser an die Seite zu stellen. Doch will ich ein Zweifaches nicht verschweigen, das mir nicht gefällt. Spurgeon knüpft wenigstens in den mir vorliegenden vier Lieferungen fast nur an alttestamentliche Sprüche an; das Neue Testament kommt zu kurz. Es mag das mit Spurgeons Individualität zusammenhängen, die der der Propheten verwandt erscheint. So sehr auch die Sprüche aus dem Alten Testament in christlichem Geiste verwertet sind, so ist es doch zu beklagen, daß die der Gemeinde so geläufigen Worte aus dem Neuen Testamente nicht genügend herangezogen werden. Das andre, was mir nicht gefällt, ist der Titel des Buches. Das Checkbuch der Glaubensbank! Was mag sich der biedre deutsche Christenmensch, der noch nichts von Check gehört hat, dabei denken? Wird er nicht vom Titel auf den Inhalt schließend sagen: das ist nichts für mich? Ein Buch, das für jedermann bestimmt ist, sollte nicht eine so geschraubte Ueberschrift führen. Ich versichere jedoch gern: das Buch ist besser als sein Titel.

Das andre Buch ist von einem weit über die Grenzen seines Vaterlandes berühmten, im Jahre 1888 heimgegangnen amerikanischen Geistlichen: Religion und Pflicht, zweiundfünfzig Sonntagsbetrachtungen von Henry Ward Beecher, deutsch von F. Leoni (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1889; 2,40 Mk., geb. 3 Mk.; 191 S.). Diese Betrachtungen sind keine Predigten, es liegt ihnen keine besondre Bibelstelle zu Grunde, die von allen Seiten beleuchtet wäre, es sind vielmehr Betrachtungen über die mannichfaltigsten Punkte des christlichen Glaubens und Lebens, die Herz und Gemüt bewegen und den Verstand zum Nachdenken anregen. Es ist ein freies, siegesgewisses Christentum, das der Verfasser predigt. Und der Glaube an Christus, den Sohn Gottes, ist das Band, das alle Betrachtungen umschließt. „Wenn die Theologie den Glauben an die Gottheit Christi ausgeschlossen hätte, so würde sie nicht Wahrheit, sondern Dichtung sein.“ Es fehlt jedoch auch nicht an Stellen, die zum Widerspruche reizen. Die Betrachtungen z. B. über den Wert und die Zugehörigkeit zur Kirche werden nicht jedermann genügen. Die Meinung des Verfassers, „daß niemand sich selbst das Leben nimmt, wenn er im Besitz aller seiner Geisteskräfte ist, und daß er solches nur dann thut, wenn seine Aufregung oder Aufruhr in seinem Innern seinen Verstand getrübt, seinen Geist umnachtet hat,“ hätten wir in diesem Buche lieber nicht gelesen. Trotzdem ist das Buch in hohem Grade beachtens- und empfehlenswert. Beecher verdient, daß er in Deutschland bekannt wird. P B

**(Für unsre Kinder)** Zu Ende des vorigen Jahres konnten wir von dem bevorstehenden Erscheinen einer neuen Kinderzeitung berichten. Heute liegt uns ihr erstes Quartal zur Einsicht vor. Die Herausgeber, Pastoren Zauleck und Tiesmeyer von Bremen, haben gehalten, was sie damals versprochen. Das Kinderblatt erscheint wöchentlich in mäßigem Umfange (4 Quartseiten), was ihm nur zum Vorteil gereicht. Die sechzehn ersten Nummern enthalten religiöse und patriotische Gedichte — vielleicht wäre es in einer Kinderzeitung erlaubt und dienlich, auch gute alte Gottes- und Vaterlandslieder abzudrucken —, ferner Geschichten, wie sie sonst die Mutter den Kindern in der Dämmerstunde zu erzählen pflegt, Aufsätze aus der Völker- und Naturkunde, alles in einer dem Kindergemüte glücklich angepaßten Form. Ein fortlaufender Aufsatz erklärt den Knaben und Mädchen ihre Vornamen; zweimal finden wir eine gute Auswahl der so beliebten Stammbuchsverse mitgeteilt; Rätsel- und Rechenaufgaben werden gestellt, mit neuen Spielen die Kinder bekannt gemacht — aus der eignen Jugendzeit wissen wir, wie sehr das alles ein Kinderherz interessirt. Jede Nummer ist obendrein mit einem oder mehreren, meist schlichten, doch guten Bildern geschmückt: so verstehen wir, daß das neue Blatt, das auch, und dann partienweise zu ermäßigten Preisen, in Kindergottesdiensten und Sonntagsschulen viel verbreitet ist, bereits zwischen 14000—15000 Abnehmer hat. Von den Mitarbeitern nannten wir schon früher Gerok, Funke, Frommel, Agnes Vollmar, Bertha Merkator. Das Blatt kostet vierteljährlich 60 Pfennige; Postnummer ist 2206. P G

**(Bruey)** eine kleine Mitarbeiterin Jesu. Frei aus dem Englischen von Frances Ridley Havergal. Basel, C. F. Spittler; 119 S.)

Eine Kindergeschichte für Kinder enthält vorstehendes Büchlein. Sie charakterisirt das Leben frommer englischer Kreise und will veranschaulichen, wie auch ein Kind für Jesus arbeiten kann. P B

**(Lieben und Leben)** Novelletten von Jean Bernhard (Magdeburg 1887, Creutzsche Buchhandlung; 105 S.) liegen in dritter Auflage vor und haben bereits einen Leserkreis gefunden. Die erste Novelle „Orpha“ behandelt einen modernen Stoff, den Kampf um die Weltanschauung in einer reichen modernen Bankierfamilie und führt bei scharfer Zeichnung der Charaktere aus, wie eine allweise Vorsehung die ihr sich willig fügenden Menschen zu einem glücklichen Erdenleben führt. Diese Novelle halten wir für bedeutender, als die drei andren, welche uns in die Zeit des Minnesanges versetzen und das Leben und Lieben von drei Minnesängern vorführen. Der eine derselben ist ein Jude, von dem ich nicht sagen kann, daß alle seine Züge in die Zeit Ludwigs des Neunten von Frankreich passen. P B

**(Unsre Lieder)** Sechste Auflage, Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, Mark 1,60. — Die Lieder des Rauhen Hauses sind seit längerem zum sechsten Male in die Welt gegangen, diesmal nicht mehr von des ehrwürdigen Wichern Hand redigirt und in etwas veränderter Form. Wicherns Tochter hat in dem Geiste des Vaters schonend die verbessernde Hand an das bekannte köstliche Liederbuch gelegt, 37 neue Tonsätze und Texte hinzugefügt und dafür 26 weniger sangbare Lieder gestrichen, so daß die in handlichem Formate gebundene Liedersammlung nunmehr Texte und Melodien von 358 geistlichen und weltlichen Liedern jeder Art mit Ausnahme von Liebesliedern umfaßt. „Unsere Lieder“ sind schon längst weithin eingebürgert; nicht nur für die Rauhhäusler mehr, sondern für tausende von deutschen, evangelischen Familien sind sie zu „unsren Liedern“ geworden. Wir können uns deshalb begnügen, hiermit auf das Erscheinen dieser neuen Auflage hinzuweisen. P G

**(Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre)** von O. Gebhardt; Gotha, Schlößmann, 1885; Preis 4 Mk.; 446 S. — In Nr. 2 dieses und des vorigen Jahrganges ist bereits von zwei Seiten auf dieses Buch, das seinen Grundzügen nach in der Allgem. Evangel.-Luther. Kirchenzeitung vor einigen Jahren mitgeteilt worden war, die Aufmerksamkeit hingelenkt worden. Es hat uns dieser Umstand mit lebhafter Genugthuung erfüllt. Denn fast hat es den Anschein, als ob das interessante Buch nicht nach Verdienst gewürdigt worden wäre. Sonst hätte wohl im Laufe von fast vier Jahren eine weitere Auflage erscheinen können. Es trat uns die Leistung wiederum lebhaft in das Gedächtnis, als wir jüngst eine andre kleinere gedankenreiche Ausarbeitung desselben Verfassers: „Der Niedergang des kirchlichen Lebens auf dem Lande“ zur Hand bekamen. Vielleicht ist jenes größre Werk des bekannt gewordnen Anonymus manchen Lesern der Christlichen Welt nicht zu Gesicht gekommen; für diesen Fall sollen sie mit Nachdruck darauf hingewiesen werden. Wenn neuerdings mit Recht hervorgehoben wird, wie mancher Reisende oft ein so unzutreffendes, oberflächliches Urteil über ferne Gegenden und Sitten und Anschauungen ihrer Bewohner ans Tageslicht treten lassen im Vergleich zu der genauen Kenntnis und Sachkunde von Missionaren, die Jahrzehnte hindurch mit einem Volke oder in einem Stamme, Freude und Leid teilend, gelebt haben, so tritt uns in diesem Buche ein Mann entgegen, der das Leben inmitten der „Bauern“ nicht aus poetischer Ferne mit-

genossen, sondern der es aus unmittelbarster Nähe kennen gelernt und studirt hat. Wir vermochten nach manchen Seiten hin nachzuprüfen und haben mit jenen thüringischen Zuständen solche aus andern Gegenden Mitteldeutschlands oder auch aus Süddeutschland genau verglichen. Es besteht vielfach eine wunderbare Uebereinstimmung. Und dabei ist hier in der Regel mit photographischer Treue und Genauigkeit, bis auf die Falten, Flecken und Runzeln hin, das Bild aufgenommen, und nachgezeichnet. Oftmals haben wir uns der Schärfe des Blickes unsers Autors zu freuen volle Ursache gehabt; er hat genau gesehen und Vieles sehr richtig geschaut. Und haben Einzelne einen Zug von Pessimismus durch das Buch hindurchgehen gesehen, nun — so wird Gebhardt vermöge seiner Detailstudien im Volksleben Ursache dazu gehabt haben; wir machen ihm keinen Vorwurf daraus, wissen aber, daß andre Gegenden in ihren Bewohnern ein freundlicheres Bild darbieten auch nach der Seite christlicher und wahrhaft evangelischer Erkenntnis. Gewiß — manches Bauern Christentum ist ein stark materialistisch gefärbtes. Trotz allen Einsprachen bleibt unser Buch, auch kulturhistorisch betrachtet, eine hervorragend tüchtige Leistung. A L

**(Sozialdemokratie und Christentum)** Vortrag von G. Hermann, Kirchenrat in Ronneburg, 42 S., 80 Pf. Gotha bei Schlößmann. — Als wir seinerzeit in den Zeitungen die etwas apokalyptisch angehauchten Thesen dieses Vortrags lasen, vermuteten wir, offen gestanden, nicht viel mehr als die leider häufige pastorale Verurteilung der Sozialdemokratie zu finden. Desto freudiger hat es uns überrascht, eine höchst sachkundige, wahrhaft ergreifende christliche Darstellung der sozialen Frage zu entdecken. Es wird offen anerkannt, daß die sozialdemokratische Kritik der heutigen wirtschaftlichen Zustände im allgemeinen richtig ist, wie auch daß in den positiven Aufstellungen der Sozialdemokraten Wahrheitspunkte liegen. Mit überzeugender Eindringlichkeit wird auf das religiöse Moment in der jetzigen Arbeiterbewegung hingewiesen, wie ihr Glaube, ihr Herz, ihre Hoffnung der Zukunftsgestaltung gilt, die die Welt zum Himmel verklären soll. Ein neuer materialistischer Glaube stürzte in den Herzen unsres lieben arbeitenden Volkes den seligmachenden Glauben an unsern Heiland um. Der Atheismus verbindet sich mit der ökonomischen Bewegung zur „größten Erscheinung auf sozialem und kirchlichem Gebiete seit Jahrhunderten.“ Ist noch Hoffnung? Die Hoffnung beruht auf dem latenten Christentum und dem allmählichen Wiedererwachen der Liebe. Wie die letztere wirkungskräftig werden soll, hätten wir gern noch etwas weiter ausgeführt gelesen. F N

**(Der wahre Protestant)** Die in dem bekannten Wiemannschen Verlage in Barmen erscheinende Monatsschrift für christliche Volksbildung hat neuerdings den Titel erhalten: Der wahre Protestant. Der kirchliche und politische Standpunkt wird durch den neuen Titel nicht geändert; eben der Titel soll es schon anzeigen, daß vom bewußt protestantischen Standpunkte aus den weitesten Kreisen des Volks eine gesunde kräftige Kost gereicht werden soll. Indem wir auf die Anzeige des vorhergehenden Jahrganges in diesem Blatte (Jahrgang 1888, Nr 35) verweisen, möchten wir von den uns vorliegenden vier Heften bemerken, daß in ihnen Hermann Vogt eine sehr gelungne Lebensbeschreibung von Prinz Friedrich Karl von Preußen und Ad. Fauth eine vortreffliche Erzählung aus dem Dienstbotenleben darbietet. Die Abhandlung des Amtsrichters Conr. Thümmel in Liegnitz über die Fehmgerichte des deutschen Mittelalters dürfte schwerlich für jedermann aus dem Volke verständlich sein. Daß in verschiedenen größern und kleinern Artikeln und Erzählungen Der wahre Protestant die von Rom aus drohenden Gefahren in das rechte Licht rückt und es sich angelegen sein läßt, daß das protestantische Volk Rom kennen lernt, ist gewiß nur zu billigen. P B

**(Die Tochter Gustav Adolfs)** Ueber die durch ihren Uebertritt zur katholischen Kirche sattsam bekannte Tochter Gustav Adolfs liegt uns eine Lebensbeschreibung unter dem Titel vor: Königin Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs von F. R. Fay. (Barmen bei H. Klein. Mk. 0,40; 40 S.) Das Lebensbild ist kurz und volkstümlich geschrieben und gewährt einen sichern Einblick in das Leben des verbildeten Fürstenkindes, das keine gute Katholikin wurde, wie es keine gute Protestantin war. Wenngleich der Papst bei ihrem Tode 20000 Messen lesen ließ, so hat doch die katholische Kirche keine Ursache, auf diesen Fang stolz zu sein. Sie hat bei ihrem eigensinnigen Wesen auch dem Papste zu schaffen gemacht und Ludwigs XIV. Maßregeln gegen die Hugenotten entschieden verurteilt. Ueber diese Konvertitin schweigt die römische Presse, die doch so gern von Konvertiten erzählt; sie weiß warum. P B

**(Die zehn Gebote nach den Jesuiten)** Gegenüber der Forderung der Ultramontanen: Rückkehr der Jesuiten! ist es dringend nötig, daß die satanische Schlechtigkeit der Jesuitenmoral allen ehrlichen Katholiken und Protestanten zu Gemüte geführt wird. Dazu leistet neben dem Harleßschen Jesuitenspiegel kein Buch bessre Dienste, als das jüngst erschienene: Die zehn Gebote nach den Jesuiten und andern Casuisten von E. Eisele. (Halle bei Strien, 1889; Mk. 0,80; 58 S.) Der Verfasser, bereits rühmlichst bekannt durch seine Schrift: Jesuitismus und Katholizismus, giebt zuerst einige einleitende Kapitel über Probabilismus, Lehre von der Absichtslenkung und Zweideutigkeit der Rede; hierauf folgen die einzelnen Abschnitte über die Gebote. Voran steht hübsch der Text mit der schlichten Erklärung Luthers und dann die empörendsten Anwendungen und Erläuterungen, sämtlich zusammengetragen aus den jesuitischen Moralbüchern. Da gibt es wahrlich keine Schandthat, die nicht irgendwie von einem Jesuiten beschönigt würde, vom Königsmord herab bis zur Lüge vor Gericht und im gewöhnlichen Leben. Das göttliche Sittengesetz wird unter den Händen der Jesuiten in sein Gegenteil verkehrt. Es ist kein Wunder, daß frühere Päpste einzelne Lehren der Jesuiten verdammten. Der Friedenspapst Leo XIII. dagegen denkt über die Jesuiten anders: „Möge die Gesellschaft Jesu,“ sagt derselbe in einem Breve vom 13. Juli 1886, „fortfahren, die Ungläubigen und Ketzer durch heilige Mittel [!] zum Lichte der Wahrheit zurückzuführen. . . . Wir umarmen mit einer lebhaften Neigung die Gesellschaft Jesu, welche uns sehr teuer ist.“ Welcher Art diese „heiligen Mittel“ sind, wissen wir aus der Eiseleschen Schrift zur Genüge. P R

**(Spanien)** Als im ersten Jahrgange dieses Blattes ein kurzer Rückblick über die religiöse Geschichte Spaniens gegeben wurde, blieb zu bedauern, daß über jene für uns so hochinteressante Zeit kurzen Lebens und furchtbaren Untergangs reformatorischer Bestrebungen auf der pyrenäischen Halbinsel kein handliches quellenmäßiges Werk vorlag. Dem Wunsche, der dahin sich aussprach, ist seither eine glänzende Erfüllung geworden in der „Geschichte des spanischen Protestantismus im 16. Jahrhundert“ von C. A. Wilkens, Dr. theol. und phil. in Kalksburg bei Wien. (XIV und 259 S.; Gütersloh, C. Bertelsmann, 1888; 4 Mk.) Da ist, was uns damals fehlte und in einer fast durchweg ausgezeichneten Form. Mit malerischer Feder weiß der Verfasser Land und Leute zu schildern, treffend hervorragende Personen zu charakterisiren: er läßt uns tiefe Blicke thun in die erbaulichen wie in die kampfgerüsteten Schriften evangelischer und protestantischer Spanier jenes weltgeschichtlichen Zeitalters; mit Spannung verfolgen wir den Prozeß des Primas-Erzbischofs Carranza, dessen Dokumente 22 Folianten mit über 20000 Seiten füllen; mit Erschütterung und Herzbeben wohnen wir den Autodafés von Valladolid und Sevilla bei; mit Grauen stehen wir endlich am Totenbette Philipps, des „Teufels des Südens,“ der unter unablässigem Gebet, mit den Worten: „In dich, Herr, habe ich gehofft“ den Geist aufgab. — Niemand wird an den Belehrungen und Berichtigungen dieses Buches vorübergehen dürfen, der künftig diese Geschichten zu behandeln gedenkt. Einiges möchte man freilich anders wünschen. Gelegentlich hat der Verfasser eine Weise sich auszudrücken, die sehr viel zu raten aufgiebt. Und mag die Art, wie er geflissentlich alle Werke Vilmars anführt oder seiner Abneigung gegen die Reformirten Ausdruck giebt, pietätvoll sein gegen den Lehrer und Meister, einen wohlthuenden, objektiv-geschichtlichen Eindruck macht das nicht, selbst wenn diese Abneigung begründet wäre. Gleicherweise sollte auch die Vorrede (sonderlich am Schluß) den Partikularstandpunkt minder betonen — und wir würden das Werk klassisch nennen. Freilich auch das ist noch ein sehr fühlbarer Mangel, daß es an einem brauchbaren Register fehlt, und das Inhaltsverzeichnis: Eingang, Ausgang, Untergang, ist fast so gut wie keins. H

**(Diasporakonferenz)** Das Protokoll über die — von diesem Blatte in Nr. 43 vorigen Jahrgangs besprochne — am 3. u. 4. Oktbr. 1888 zu Hannover abgehaltne Jahresversammlung der Diasporakonferenz (in Kommission bei der Müllerschen Buchhandlung in Rudolstadt) liegt jetzt vor, ein 144 Seiten starkes und in jedem Betracht reichhaltiges und interessantes Heft. Neben den Formalien und Auszügen aus den Ansprachen der Generalsuperintendenten Trautvetter und des Abtes Uhlhorn finden sich darin folgende längere und umsichtige Aufsätze: Die deutsche evangelische Kirche in der Südsee, besonders auf den Hawaiischen Inseln, von Pastor F. Richter; die deutschen evangelischen Gemeinden im Süden Frankreichs, von Schloßprediger Schubart; die deutsche evangelische Kirche im Orient, von Superintendent Zschimmer; ferner der Jahresbericht des Schriftführers Pastor Borchard mit weiten und doch auch sehr eingehenden Blicken über deutsch-evangelisches Kirchenleben in Nord- und Südamerika, Afrika und Asien; von eben demselben Berichte und Auszüge aus eingegangnen Begrüßungsschreiben aus aller Welt und Statistik der christlichen Gemeinschaften in den Vereinigten Staaten; endlich ein jetzt sehr zur Zeit kommender Bericht des Pastor Vorster über die deutsche katholische Presse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Da der Mitgliederbeitrag zur Diasporakonferenz nur 1,50 Mk. beträgt und man dafür diesen inhaltreichen Bericht empfängt, so sollte billig die Zahl der Mitglieder eine noch weit größre sein als sie thatsächlich schon ist. Schriftführer ist Pastor Dr. Borchard zu Ummendorf, Regierungsbezirk Magdeburg, Schatzmeister Superintendent Dr. E. Reineck zu Heldrungen, Kreis Eckartsberga.

Die Diasporakonferenz wurde seitens des evangelischen Oberkirchenrats zu Berlin und des hannoverschen Kirchenregimentes begrüßt — wir vermissen leider jeden Ausdruck einer organischen Verbindung mit dem Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, die nicht gerade in einer höflichen Anrede zu bestehen brauchte, aber sicher für beide Teile nötig und für die jüngre Diasporakonferenz in erster Reihe pflichtmäßig ist. Das ist etwas sehr andres als etwa die Erfahrung, daß in den Tagen der großen Gustav-Adolf-Feste nicht Raum ist für besondre Versammlungen der Diasporakonferenz. Umgekehrt wollen wir nicht leugnen, daß es an der Zeit schiene, daß auch der Gustav-Adolf-Verein seine Angelegenheiten ungleich planvoller möchte angreifen können als es gewöhnlich der Fall ist, wenn nicht an der Zentralstelle, so doch in der Peripherie. H

**(Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika)** Die einzelnen Abschnitte des Diasporakonferenz-Protokolls finden eine passende Ergänzung durch den „Bericht über die Wirksamkeit der „Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika,“ Langenberg-Barmen, während der Zeit vom August 1884 bis dahin 1888“. [Beilage zum „deutschen Ansiedler“; zu beziehen durch Pastor Reich in Langenberg, Rheinland.] Die Gesellschaft hat ihr Jubiläum feiern dürfen; zum ersten Male sind ihr zwei Legate — von 800 und 900 Mark — zugefallen; die „Jubiläumskollekte,“ großenteils durch

den nach Europa zum Fest herübergerufnen Dr. Rotermund von S. Leopoldo gesammelt, hat schließlich die Höhe von 25 000 Mark erreicht. Gott fördere das Werk ihrer Hände und erwecke ihm noch viele Herzen! H

## Verschiedenes

**(Helft den Blinden)** Sonntagmorgen! Die Glocken rufen, du wanderst zur Kirche. Ein stilles Gebet, dann durchbrausen die Klänge der Orgel das Gotteshaus. Welche Nummer? 412 — und du fällst aus voller Herzenslust mit ein in den Gesang eines unsrer alten, herrlichen protestantischen Gesangbuchslieder. Da in der Ecke sitzt eine Blinde: sie lauscht dem Liede; abgerissen, nur halbverständlich dringen die Worte an ihr Ohr. Wie gerne sänge sie mit! — Wir sind in der Großstadt. Es ist sieben Uhr abends; die Geschäfte werden geschlossen; die Arbeiter strömen nach Hause. Da plötzlich der bekannte Ruf: Extrablatt, Extrablatt! Du kaufst, stehst still und liesest. Was giebts, fragt neben dir die freundliche Stimme eines jungen, fast blinden Mannes. Du berichtest ihm: Nachrichten aus unsern Kolonien. Da legt sich ein trauriger, schmerzlicher Zug um seinen Mund. Ja, wo liegt Samoa, Deutschafrika? Wie sieht es aus? Das hat ihm noch niemand weisen können; die Landkarte, die jedes Schulkind auf den ersten Blick unterrichtet, ist ihm ja wie ein Blatt weißen Papiers.

Noch mehr solcher Bilder? Oder verstehst du bereits? Man rühmt, daß heute die geistesgewaltigen Schöpfungen unsrer großen Dichter Allgemeingut der Nation und auch dem einfachen Manne zugänglich seien: dachtest du schon einmal daran, daß nur die Blinden von diesem Besitze ausgeschlossen sind? Du erquickst dich des Morgens und Abends am Lesen der heiligen Schrift, du meinst ohne das nicht leben zu können und thust recht daran: aber überlegtest du schon, wie dem Blinden zu Mute ist, der solche trauliche Stunden im einsamen Kämmerlein entbehren muß und sie doch am nötigsten braucht?

Aber, sagst du, es giebt doch heute eine Menge sinnreich ausgedachter Lehr-, Hilfs- und Unterhaltungsmittel, Lesebücher und Landkarten auch für sie. Jawohl. Aber sie sind so teuer, daß die meist armen Blinden solche Schätze nicht zu erschwingen vermögen. So kostet z. B. die Schreibtafel unsrer Kinder einige Pfennige, die der Blinden 6—9 Mark! Eine Bibel ist für uns schon um 90 Pfennige zu haben, für Blinde nicht unter 100 Mark; und das sind nur $^2/_3$ der Herstellungskosten! Die Reklamsche Buchhandlung verkauft Schillers Tell für 20 Pfennige; die Herstellung einer Ausgabe des Tell in Blindenschrift kommt für das Exemplar auf 7 Mark! An Bildungsmitteln fehlt es nicht, nur an Geld, sie billig herzustellen. Und darum: schafft das Geld, helft den Blinden!

Schon ist man in einigen Kreisen dem Rufe gefolgt. In Berlin haben mehrere Hundert zum Teil vornehme Damen das Blindenalphabet (das bekanntlich aus Punkten zusammengesetzt wird, die in starkes Papier gedrückt werden und so auf der Rückseite fühlbar sind) erlernt und sind dabei, Lehr- und Andachtsbücher, Klassiker, Jugend- und gute Unterhaltungsschriften herzustellen; sie arbeiten mit Lust und Ausdauer für den edlen Zweck. Möchten noch viele diesen Hunderten folgen! Ebenso haben sich seit 1879 die Leiter und Lehrer der achtzehn deutschen Blindenanstalten zu gleichem Zwecke in einem Verein zur Förderung der Blindenbildung zusammengeschlossen und bereits — vor allem durch Geldverwilligungen verschiedner deutscher Städte — ein fünfteiliges Lesebuch und Schillers Tell für Blinde zu ermäßigten Preisen herausgegeben. Aber ihre Zahl ist klein und ihre Mittel gering; ihre Arbeit geht darum nur langsam vorwärts. Sie muß ganz anders gefördert werden.

Wir werben deshalb um neue Mitglieder für den Verein, dessen Vorsitzender K. Wulff, Direktor der kgl. Blindenanstalt zu Steglitz bei Berlin ist, und um ein kräftiges Eintreten für alle seine Arbeiten. Wir bitten vornehmlich um größere Schenkungen und Vermächtnisse.

Wohl gehört die Förderung der Blindenbildung nicht unter die brennendsten sozialen Fragen der Gegenwart. Aber ein Christenherz sorgt auch für diese armen Entbehrenden. P G

**(Vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften)** wird uns neuerdings Folgendes gemeldet:

Am 28. April hielt der Hauptvorstand in Weimar, dem Sitze des Vereins, unter Betheiligung hervorragender Fachmänner auf dem Felde der Gemeinnützigkeit, wie Lammers-Bremen, Gensel-Leipzig, Emminghaus-Gotha, seine erste Sitzung ab und wählte einstimmig in den geschäftsführenden Ausschuß die Herren Reichstagsabg. Geibel-Eisenach als ersten, Versicherungsdirektor Dr. Emminghaus-Gotha als zweiten und Stiftslehrer Dr. Zenker-Weimar (Vorsitzenden des Mitteldeutschen Volksbildungsverbandes) als dritten Vorsitzenden, Kaufmann C. Mahr-Weimar als Schatzmeister, Realgymnasialdirektor Dr. Wernekke, Hofbuchhändler A. Huschke und Regierungsrath Stier, sämtlich in Weimar, als Beisitzer; ferner ebenso einstimmig den Schriftsteller Handelskammersekretär a. D. Dr. Heinrich Fränkel (bisher in Berlin, nunmehr in Weimar), welcher durch seine Schrift „Ein neuer Weg zur sittlichen und geistigen Hebung des Volkes" die Anregung zur Bildung des Vereins gegeben hat, zum Generalsekretär. Die angeführten Namen lassen erkennen, daß, wie im Hauptvorstande, so auch im geschäftsführenden Ausschusse Nationalliberale, Freisinnige und Konservative in erfreulicher Hintansetzung dessen, was sie sonst trennt, zusammenwirken werden. Der von Dr. Fränkel erstattete Bericht über die bisherige Entwicklung des Vereins ergab, daß die finanzielle Grundlage des letzeren, obgleich die Agitation sich erst im Anfange befindet, bereits als eine durchaus gesicherte bezeichnet werden darf. Der geschäftsführende Ausschuß wurde beauftragt, die zur Erlangung der juristischen Persönlichkeit erforderlichen Schritte zu thun, ferner alle Vorkehrungen zu treffen, um mit der eigentlich geschäftlichen Thätigkeit, dem Druck und der Verbreitung guter und volkstümlicher Fünf- und Zehnpfennig-Schriften, im September beginnen zu können, bis dahin aber alles aufzubieten, um die Kenntnis von der Begründung und den Zwecken des Vereins möglichst allgemein zu machen und, namentlich durch Anregung der Wohlhabenden zu erheblichen Leistungen, möglichst reiche Mittel für den Kampf gegen die Armut an Gemüt und Geist zu gewinnen; über die Art und Weise der Agitation wurden mit Berücksichtigung der bei anderen Vereinen gemachten Erfahrungen eine Reihe von Beschlüssen gefaßt: Hunderte von Vertrauensmännern stehen dem Verein bereits in allen Teilen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zur Verfügung. Eingehende Erörterungen bezüglich der Ausstattung der Vereinsschriften ließen allseitiges Einverständnis darüber erkennen, daß das Ziel zu erstreben ist, neben dem sittlich Guten auch das Schöne zu fördern, daß jedoch, namentlich im Anfange, die äußere Erscheinung der Schriften durch Verwendung geeigneter Bilder u. s. w. darauf berechnet sein muß, den Wunsch nach der Kenntnis des Inhalts insbesondre auch bei den bisherigen Lesern der gewöhnlichen schlechten Kolportageromane zu erwecken. Ferner wurde der geschäftsführende Ausschuß zur Genehmigung der bisherigen Ausgaben in Höhe von rund 2600 Mk. und der für die Zeit bis zum Herbst vorveranschlagten Ausgaben in Höhe von rund 10 000 Mk. ermächtigt und beschlossen, Herrn Kammgarnspinnereibesitzer Gustav Dietel zu Wilkau i. S. für die Gewährung der Mittel zur Vorbeitung der Vereinsgründung den Dank des Hauptvorstandes auszusprechen. Nachfolgende Schriftsteller wurden als zunächst für die Vereinszwecke in Frage kommend bezeichnet: Willibald Alexis, L. Anzengruber, B. Auerbach, J. J. Engel, G. Freytag, L. Ganghofer, J. Gotthelf, W. Hauff, J. P. Hebel, K. v. Holtei, W. O. v. Horn, H. v. Kleist, M. Meyer, J. H. Pestalozzi, P. K. Rosegger, H. Schaumberger, K. Spindler, F. Trautmann, O. Wildermuth, H. Zschokke; doch wird dies Verzeichnis noch ergänzt werden. — Die Entwicklung des Vereins ist, wie man sieht, im besten Gange. Möge nun die Unterstützung aller Volksfreunde dieser großen gemeinnützigen Arbeit nicht fehlen, damit das hohe Ziel einer durchgreifenden sittlichen und geistigen Hebung des Volkes erreicht werde: dies wird nur möglich sein, wenn der Verein über sehr erhebliche Mittel verfügen wird, indem Hunderttausende ihm beitreten. Der Jahresbeitrag ist auf mindestens drei Mark festgesetzt, die dauernde Mitgliedschaft wird durch einmalige Zahlung von 300 Mk. erworben. Zahlungen wolle man an den Schatzmeister des Vereins Herrn Kaufmann C. Mahr-Weimar, Schillerstr. 2 gelangen lassen; Satzungen, Einzeichnungslisten, Flugblätter sind postfrei durch die Kanzlei des Vereins für Massenverbreitung guter Schriften, Weimar, Weststr. 8, II zu beziehen.

**(Die Einweihung des Hutten-Sickingen-Denkmals)** auf der Ebernburg, für das auch Leser unsres Battes beigesteuert haben, wird am Pfingstdienstage stattfinden. Die Festrede wird der Professor der Geschichte Oncken von Gießen halten. Als Vorfeier wird dem Enthüllungsfeste am Pfingstmontage die Aufführung des Bungertschen Hutten-Sickingen-Festspiels in der eigens dazu erbauten Festspielhalle vorausgehen; dasselbe wird in der Festwoche verschiedentlich wiederholt werden. P G

## Quittung

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch Hall: 3 Mk. von H R, Göttingen; 5 Mk. von A. St, Dennewitz; 8 Mk. durch dieselbe; 14 Mk. durch E B, Dennewitz.

Für die evangelische Gemeinde Sofia: 2 Mk. v. H R, Göttingen.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

## Anzeigen

**Das Bibliographische Bureau**
**zu Berlin, Alexanderplatz 1**
wird den Herren Geistlichen, Lehrern und Studierenden für Litteraturauskünfte auf dem gesammten Gebiete der Theologie empfohlen. Man wendet sich wegen Fragescheine resp. Abonnements an die unterzeichnete Abteilung des Bureaus. Informationen und Prospekte werden gratis versandt.

**Bibliographisches Bureau**
Abteilung I
Berlin C, Alexanderplatz 1.

**Kirchliche Kunst** Zur Anfertigung von Kirchenfenstern und allen in das Fach schlagenden Arbeiten empfiehlt sich **L. P. Illing.**
**Zwickau i. S.** **Kunstglaserei.**
Auskunft erteilt Superintendent Mayer, dortselbst.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig